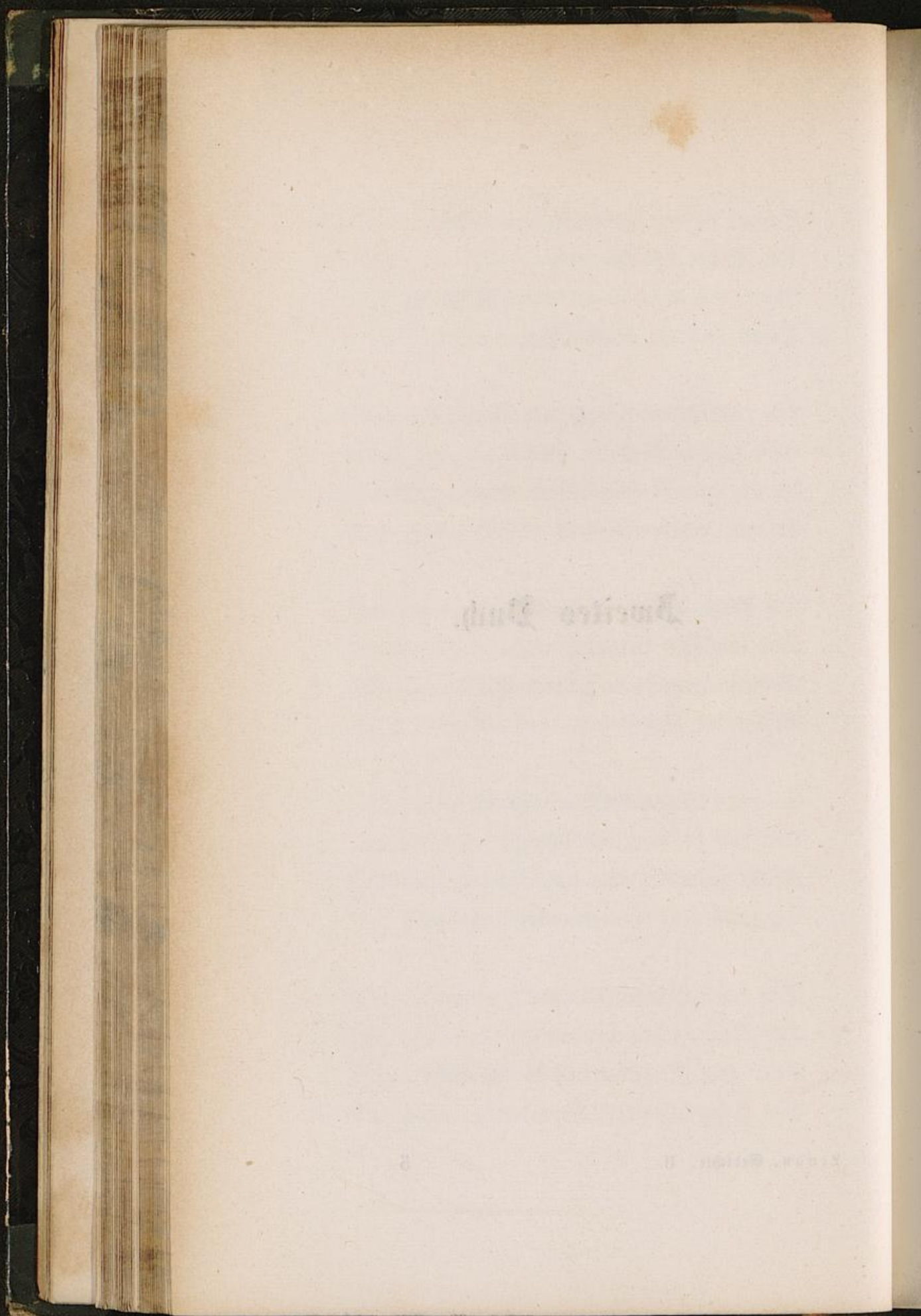
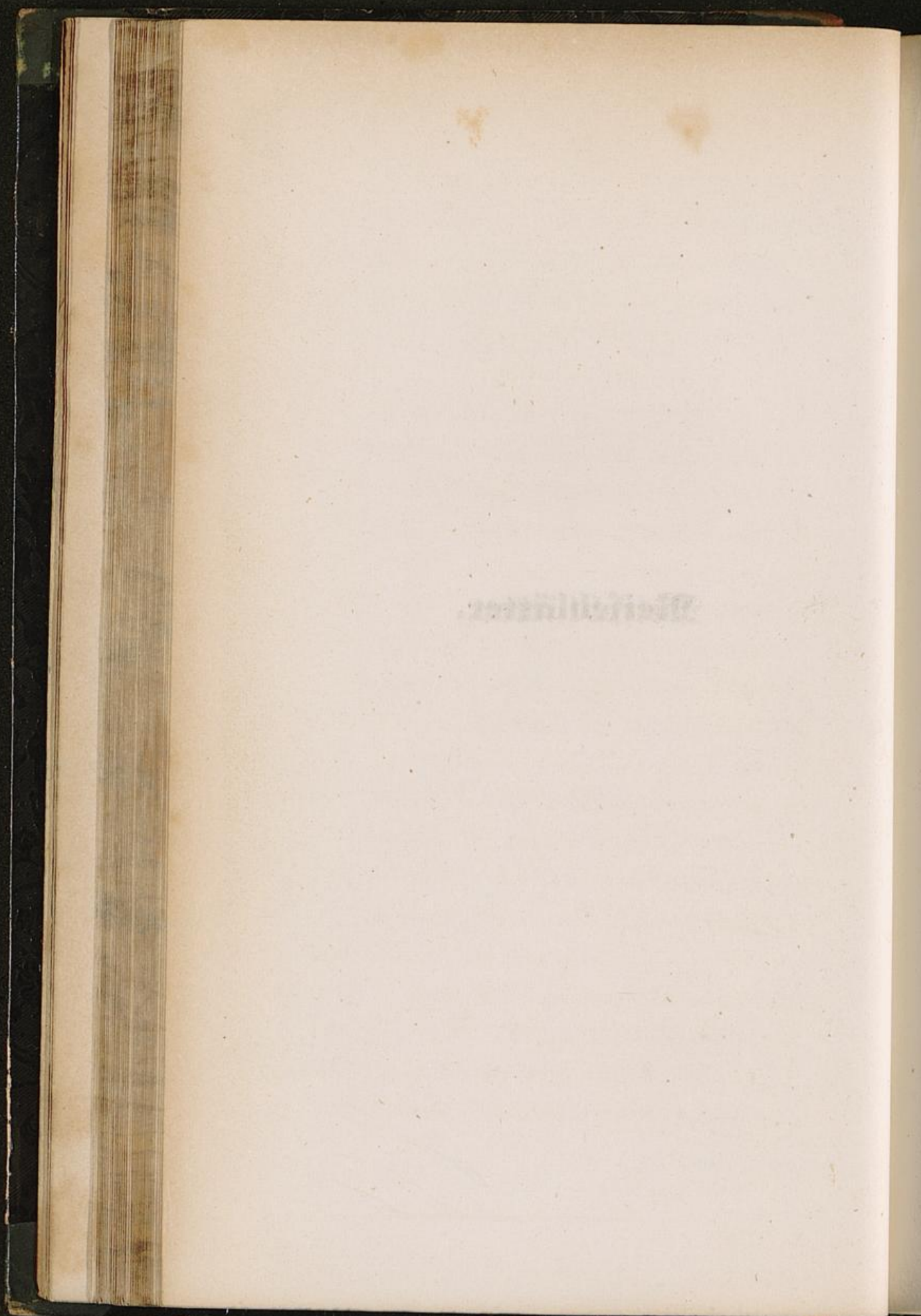


Zweites Buch.



Reiseblätter.



Der Urwald.

Es ist ein Land voll träumerischem Trug,
Auf das die Freiheit im Vorüberflug
Bezaubernd ihren Schatten fallen läßt,
Und das ihn hält in tausend Bildern fest,
Wohin das Unglück flüchtet ferneher,
Und das Verbrechen zittert über's Meer;
Das Land, bei dessen lockendem Verheiß'n
Die Hoffnung oft vom Sterbelager sprang
Und ihr Panier durch alle Stürme schwang,
Um es am fremden Strande zu zerreißen,
Und dort den zwiefach bitter'n Tod zu haben;
Die Heimath hätte weicher sie begraben! —
In jenem Lande bin ich einst geritten
Den Weg, der einen finstern Wald durchschnitten;
Die Sonne war geneigt im Untergang,
Nur leise strich der Wind, kein Vogel sang.
Da stieg ich ab, mein Roß am Quell zu tränken,
Mich in den Blick der Wildniß zu versenken.

Vermildernd schien das helle Abendroth
 Auf dieses Urwalds grauenvolle Stätte,
 Wo ungestört das Leben mit dem Tod
 Jahrtausend lang gekämpft die ernste Wette.
 Umsonst das Leben hier zu grünen sucht,
 Erdrückt von des Todes Uebermucht,
 Denn endlich hat der Tod, der starke Zwinger,
 Die Faust geballt, das Leben eingeschlossen,
 Es sucht umsonst, hier, dort hervorzusprossen
 Durch Moderstämme, dürre Todessfinger.

Wohin, o Tod, wirfst du das Pflanzenleben
 In deiner starken Faust, und meines heben?
 Wirfst du sie öffnen? wirfst sie ewig schließen?
 So frug ich bange zweifelnd und empfind
 Im Wind das Flackeln schon der Todeshand,
 Und fühlt' es kühler schon im Herzen fließen.
 Und lange lag ich auf des Waldes Grund,
 Das Haupt gedrückt ins alte, tiefe Laub,
 Und starrte, trauriger Gedanken Raub;
 Dem Weltgeheimniß in den finstern Schlund.
 Wo sind die Blüthen, die den Wald umschlangen,
 Wo sind die Vögel, die hier lustig sangen?
 Nun ist der Wald verlassen und verdorrt,
 Längst sind die Blüthen und die Vögel fort.

So sind vielleicht gar bald auch mir verblüht
 Die schönen Ahnungsblumen im Gemüth.
 Und ist der Wuchs des Lebens mir verdorrt,
 Sind auch die Vögel, meine Lieder, fort;
 Dann bin ich still und todt, wie dieser Baum,
 Der Seele Frühling war, wie seiner — Traum.
 Als einst der Baum, der nun in Staub verwittert,
 So sehnsuchtsvoll empor zum Lichte drang
 Und seine Arme ihm entgegen rang,
 Als nach dem Himmel jedes Blatt gezittert,
 Und als er seinen süßen Frühlingsdust
 Beseelend strömte weithin in die Luft —
 Schien nicht sein schönes Leben werth der Dauer,
 Und starb es hin, ist's minder werth der Trauer,
 Als mein Gedanke, der sich ewig wähnt?
 Als meine Sehnsucht, die nach Gott sich sehnt? —
 So lag ich auf dem Grunde schwer beklommen,
 Dem Tode nah, wie nie zuvor, gekommen;
 Bis ich die dürrn Blätter rauschen hörte,
 Und mich der Huftritt meines Rosses störte;
 Es schritt heran zu mir, als wollt' es mahnen
 Mich an die Dämmerung und unsre Bahnen;
 Ich aber rief: ist's auch der Mühe werth,
 Noch einmal zu beschreiten dich, mein Pferd?

Es blickt mich an mit stiller Lebenslust,
Die wärmend mir gedrungen in die Brust,
Und ruhebringend wie mit Zaubermacht;
Und auf den tief einsamen Waldeswegen
Ritt ich getrost der nächsten Nacht entgegen,
Und der geheimnißvollen Todesnacht.

An einen Baum.

Der Baum, so morsch und lebensarm,
So ausgehöhlt, sey mir begrüßt:
Wie doch dein froher Bienenschwarm
Die Todeswunde dir versüßt!

Sie wandern fort im raschen Zug,
Sie kehren summend wieder heim
Und bringen dir im Freudenflug
Von fernen Blumen Honigseim.

O Baum, du mahnst mein Herz so schwer
An einen lieben alten Mann;
Gott gebe, kehre ich über's Meer,
Daß ich ihn noch umarmen kann!

Baum, wie du morsch und abgedorrt,
Doch Honig birgt dein altes Reis,
So birgt der Weisheit süßen Hort
In seiner Brust der morsche Greis.

Und seine muntre Bienenschaar,
Gedanken fliegen aus und ein
Und bringen Honig süß und klar,
Die reiche Beut' aus Wief' und Hain;

Oft lockte sie von himmen weit,
Zu Blumen, die kein Herbst uns raubt,
Der Frühlingshauch der Ewigkeit;
Dann senkt er still sein edles Haupt.

Verschiedene Deutung.

1.

Sieh, wie des Niagara Wellen
Im Donnerfall zu Staub zerschellen,
Und wie sie, sprühend nun zerflogen,
Empfangen goldne Sonnenstrahlen
Und auf den Abgrund lieblich malen
Den farbenreichen Regenbogen.
O Freund, auch wir sind trübe Wellen,
Und unser Ich, es muß zerschellen,
Nur stäubend in die Luft zergangen,
Wird es das Irislicht empfangen.

II.

„Trüb, farblos waren diese Fluten,
So lang sie noch im Strome wallten;
Sie mußten vielfach sich zerspalten,
Daß sie ausblühen in Farbengluten.
Nun fliegt ein jeder Tropfen einsam,
Ein armes Ich, doch strahlen sie
Im hellen Himmelslicht gemeinsam
Des Bogens Farbenharmonie.“

Niagara.

Klar und wie die Jugend heiter
Und wie murrend süßen Traum,
Zieht der Niagara weiter
An des Urwalds grünem Saum;

Zieht dahin im sanften Flusse,
Daß er noch des Waldes Pracht
Wiederstrahlt mit froher Muße,
Und die Sterne stiller Nacht.

Also sanft die Wellen gleiten,
Daß der Wanderer ungestört
Und erstaunt die meilenweiten
Katarakte rauschen hört.

Wo des Niagara Bahnen
Näher ziehn dem Katarakt,
Hat den Strom ein wildes Ahnen
Plötzlich seines Falls gepackt.

Erd' und Himmels unbekümmert
Eilt er jetzt im tollen Zug,
Hat ihr schönes Bild zertrümmert,
Das er erst so freundlich trug.

Die Stromschnellen stürzen; schießen,
Donnern fort im wilden Drang,
Wie von Sehnsucht hingerissen
Nach dem großen Untergang.

Den der Wanderer fern vernommen,
Niagara's tiefen Fall
Hört er nicht, herangekommen,
Weil zu laut der Wogenschall.

Und so mag vergebens lauschen,
Wer dem Sturze näher geht;
Doch die Zukunft hörte rauschen
In der Ferne der Prophet.

Das Blockhaus.

Müdgeritten auf langer Tagesreise
Durch die hohen Wälder der Republik,
Führte zu einem Gastwirth mein Geschick,
Der empfing mich kalt, auf freundliche Weise,
Sprach gelassen, mit ungekrümmtem Rücken:
„Guten Abend!“ und bot mir seine Hand
Gleichsam guten Empfangs ein leblos Pfand,
Denn er rührte sie nicht, die meine zu drücken.
Lesen konnt' ich in seinen festen Zügen
Seinen lang und treu bewahrten Entschluß:
Auch mit keinem Fingerdrucke zu lügen;
Sicher und wohl ward mir bei seinem Gruß.
Wenig eilte der Mann, mich zu bedienen,
Doch nicht fand ich die Kost so dürr und mager
Wie sein Wort, ich sollte bei ihm ein Lager
Finden weicher und wärmer als seine Mienen.
Winter war's, ich starrte vom Urwaldfroste;
Als ich eintrat in die geheizte Stube,
Sprang mit Fragen heran des Farmers Bube,
Was von meinem Gepäck dieß, jenes koste?

Emsig am Tisch sah ich die Weiber schalten:
 Und es wurde die Mahlzeit rasch gehalten.
 Später schwatzten die männlichen Hausgenossen
 Am Kamin, die scharfe Cigarr' im Munde,
 Von Geschäft und Betrieb, bis eine Stunde
 Mir in traulicher Langweil hingeflossen.
 Hörbar vor Allen sprach des Hauses Vater,
 Als ein vielerfahrer Penker und Rother
 Wechselnd raucht' er und sprach, und Aller Augen
 Hingen an seinen Lippen, der Alte schien
 Aus dem Cigarrenstumpf Erfindung zu saugen;
 Schweigend ließ ich die Reden vorüberziehn.
 Endlich gewann der Schlaf den stillen Sieg
 Und sie gingen zu Bett; ich blieb allein,
 Trank noch eine Flasche vom lieben Rhein,
 Als das englische Thalergerispel schwieg.
 Und zur weit gewanderten deutschen Flasche
 Holt ich den Ahland aus meiner Satteltasche.
 Ferne der Heimath, tiefst im fremden Wald,
 Las ich mir laut den herrlichen „Held Harald.“
 Eichenstämme warf ich ins lustige Feuer,
 Mir die Stube zu hellen und zu wärmen,
 Denn die Elfen Haralds sind nicht geheuer,
 Lockend hört' ich sie schon im Walde schwärmen.

Aber mit einmal war die Freude geschwunden,
 Und mir wollte der Rheinwein nicht mehr munden;
 „Abland! wie steht's mit der Freiheit daheim?“ die Frage
 Sandt' ich über Wälder und Meer ihm zu.
 Plötzlich erwachte der Sturm aus stiller Ruh,
 Und im Walde hört' ich die Antwortklage:
 Krachend stürzten draußen die nachgeschälten
 Eichen nieder zu Boden, die frühentseelten,
 Und im Sturme, immer lauter und länger,
 Hört' ich grollen der Freiheit herrlichen Sängern:
 „Wie sich der Sturm bricht heulend am festen Gebäude,
 „Bricht sich Völkerschmerz an Despotenfreude,
 „Sucht umsonst zu rütteln die festverstockte,
 „Die aus Freiheitsbäumen zusammengelockte!“
 Traurig war mir da und finster zu Muth,
 Scheiter und Scheiter warf ich in die Glut.
 Mir erschien die bewegte Menschengeschichte
 In des Kummers zweifelslackerndem Lichte.
 „Diese Stämme verbrennen hier am Herde,
 Auf ein kurzes Stündlein mich warm zu halten,
 Der ich bald doch werde müssen erkalten,
 Der ich selber zu Asche sinken werde.
 Gibt es vielleicht gar keine Einsamkeit?
 Bin ich selber nur ein verbrennend Scheit?

Und wie ich mich wärme am Eichenstamme,
Wärmt sich vielleicht ein unsichtbarer Gast
Heimlich an meiner zehrenden Lebensflamme,
Schürend und fachend meine Gedankenlast?“
Also führt' ich mit mir ein wirres Plaudern;
(Hoffnungsloser Kummer ist ein Phantast),
Und ich blickte mich um — und mußte schauern.

Meeresstille.

Sturm mit feinen Donnerschlägen
Kann mir nicht wie du
So das tieffste Herz bewegen,
Tiefe Meeresruh!

Du allein nur konntest lehren
Uns den schönen Bahn
Seliger Musik der Sphären,
Stiller Ocean!

Nächtlich Meer, nun ist dein Schweigen
So tief ungestört,
Daß die Seele wohl ihr eigen
Träumen klingen hört;

Daß im Schutz geschlossnen Mundes,
Doch mein Herz erschrickt,
Das Geheimniß heil'gen Bundes
Fester an sich drückt.

Sturmesmythe.

Stumm und regungslos in sich verschlossen
Ruht die tiefe See dahingegossen,
Sendet ihren Gruß dem Strande nicht;
Ihre Wellenpulse sind versunken,
Ungeführet glühn die Abendfunken,
Wie auf einem Todtenangesicht.

Nicht ein Blatt am Strande wagt zu rauschen,
Wie betroffen stehn die Bäume, lauschen,
Ob kein Lüftchen, keine Welle wacht?
Und die Sonne ist hinabgeschieden,
Hüllend breitet um den Todesfrieden
Schleier nun auf Schleier stille Nacht.

Plötzlich auf am Horizonte tauchen
Dunkle Wolken, die herüberhauchen
Schwer, in stürmischer Beklommenheit;
Eilig kommen sie heraufgefahren,
Haben sich in angstverwornen Schaaren
Um die stumme Schläferin gereiht.

Und sie neigen sich herab und fragen:
„Lebst du noch?“ in lauten Donnerklagen.
Und sie weinen aus ihr banges Weh.
Zitternd leuchten sie mit scheuem Grauen
Auf das stille Bett herab und schauen,
Ob die alte Mutter todt, die See?

Nein, sie lebt! sie lebt! der Töchter Kummer
Hat sie aufgestört aus ihrem Schlummer,
Und sie springt vom Lager hoch empor:
Mutter — Kinder — brausend sich umschlingen
Und sie tanzen freudenvild und singen
Ihrer Lieb' ein Lied im Sturmeschor.

Wanderer und Wind.

Herbstwind, o sey willkommen!
Fünf Tage lag das Meer
So still, so bang beklommen,
Kein Lüftchen zog daher.

O Wind, nach deinem Rauschen
Sehnt' ich mich auf der See,
Wie einst mein Jägerlauschen
Im Wald nach Hirsch und Reh.

Wie geht es meinen Wäldern
Am frischen Neckarfluß?
Den heimathlichen Feldern?
Bringst du mir keinen Gruß?

„Entlaubt hab' ich die Wälder
„Im raschen Wanderzug,
„Nahm durch die Stoppelfelder
„Den ungehemmten Flug.

„Nun ich durch Feld und Auen
„Mein Wanderliedlein pfiff,
„Komm' ich nach euch zu schauen
„Im Emigrantenschiff.

„Weil alter Liebesbände
„Das Schiffelein müd und matt,
„Sag' ich's vom Mutterstrande
„Dahin, ein welkes Blatt!"

Das Wiedersehen.

Du heimathliches Thal,
Mir wird so wohl und wehe,
Daß ich dich nun einmal,
Ersehntes! wiedersehe.

Weinberg, sey mir begrüßt!
Noch grünen deine Reben,
Womit du oft versüßt
Ein herbes Menschenleben;

Viel Herbstes schwanden dir,
Die deine Trauben reiften,
Und die vom Herzen mir
So manche Hoffnung streiften.

Noch kenn' ich jeden Baum,
Wo ich vor so viel Jahren
Gehegt den Jugendtraum,
Der schon dahingefahren.

Noch kenn' ich jedes Haus;
Doch andre Menschen schreiten
Geschäftig ein und aus,
Als wie zu meinen Zeiten.

Ich frage dort und hier
Nach einem Freund mit Zagen
Und Furcht, ich könnte schier
Nach einem Todten fragen.

Es ist nur noch der Ort,
Wo wir gefreut uns haben,
Die Lieben all' sind fort,
Verreiset, und begraben.

Drum bleib' ich hier nicht lang,
Mich fühlend zu verlassen,
Und thu' auch keinen Gang
Bei Tag mehr durch die Straßen.

Erst wenn es worden Nacht
Und schläft des Tags Gebrause,
Schleich' ich heran mich sacht
Zu manchem Freundeshause.

Die süße Träumerei
Such' ich dann festzuhalten,
Als ob doch Alles sey
Geblichen hier beim Alten.

Zum Fenster dann empor
Blick' ich und lausch' und grüße,
Ob mich, den ich verlor,
Der Freund erblicken müsse;

Ich lausch' und scheide nicht,
Bis ich zu schauen meine
Sein liebes Angesicht
Im wirren Mondenscheine.

Die Sennin.

Schöne Sennin, noch einmal
Singe deinen Ruf ins Thal,
Daß die frohe Felsensprache
Deinem hellen Ruf erwache.

Horch, o Mädchen, wie dein Sang
In die Brust den Bergen drang,
Wie dein Wort die Felsen-seelen
Freudig fort und fort erzählen!

Aber einst, wie Alles flieht,
Scheidest du mit deinem Lieb,
Wenn dich Liebe fortbewegen,
Oder dich der Tod entzogen.

Und verlassen werden stehn,
Traurig stumm herübersehn
Dort die grauen Felsenzinnen
Und auf deine Lieder sinnen.

See und Wasserfall.

Die Felsen schroff und wild,
Der See, die Walddummnachtung,
Sind dir ein stilles Bild
Tieffinniger Betrachtung.

Und dort, mit Donnerhall
Hineilend zwischen Steinen,
Läßt dir der Wasserfall
Die kühne That erscheinen.

Du sollst, gleich jenem Teich,
Betrachtend dich verschließen;
Dann kühn, dem Bache gleich,
Zur That hinunterschließen.

Herbstgefühl.

Der Buchenwald ist herbstlich schon geröthet,
So wie ein Kranker, der sich neigt zum Sterben,
Wenn flüchtig noch sich seine Wangen färben,
Doch Rosen sind's, wobei kein Lied mehr flötet.

Das Bächlein zieht und rieselt, kaum zu hören,
Das Thal hinab, und seine Wellen gleiten
Wie durch das Sterbgemach die Freunde schreiten,
Den letzten Traum des Lebens nicht zu stören.

Ein trüber Wanderer findet hier Genossen,
Es ist Natur, der auch die Freuden schwanden
Mit seiner ganzen Schwermuth einverstanden,
Er ist in ihre Klagen eingeschlossen.

Ein Herbstabend.

Es weht der Wind so kühl, entlaubend rings die Aeste,
Er ruft zum Wald hinein: gut' Nacht, ihr Erdengäste!

Am Hügel strahlt der Mond, die grauen Wolken jagen
Schnell über's Thal hinaus, wo alle Wälder klagen.

Das Bächlein schleicht hinab, von abgestorbnen Hainen
Trägt es die Blätter fort mit halbersticktem Weinen.

Nie hört' ich einen Quell so leise traurig klingend,
Die Weid' am Ufer steht, die weichen Aeste ringend.

Und eines todten Freunds gedenkend lausch' ich nieder
Zum Quell, der murmelt stets: wir sehen uns nicht wieder!

Horch! plötzlich in der Luft ein schnatterndes Geplauder:
Wildgänse auf der Flucht von winterlichem Schauder.

Sie jagen hinter sich den Herbst mit raschen Flügeln,
Sie lassen scheu zurück das Sterben auf den Hügel.

Wo sind sie? ha! wie schnell sie dort vorüberstreichen
Am hellen Mond, und jetzt unsichtbar schon entweichen;

Ihr ahnungsvoller Laut läßt sich noch immer hören,
Dem Wanderer in der Brust die Wehmuth aufzustören.

Südwärts die Vögel ziehn mit eiligem Geschwätze,
Doch auch den Süden deckt der Tod mit seinem Netze.

Natur das Ew'ge schaut in unruhvollen Träumen,
Fährt auf und will entfliehn den todverfallnen Räumen.

Der abgerissne Ruf, womit Zugvögel schweben,
Ist Aufschrei wirren Traums von einem ew'gen Leben.

Ich höre sie nicht mehr, schon sind sie weit von hinnen;
Die Zweifel in der Brust den Nachtgesang beginnen:

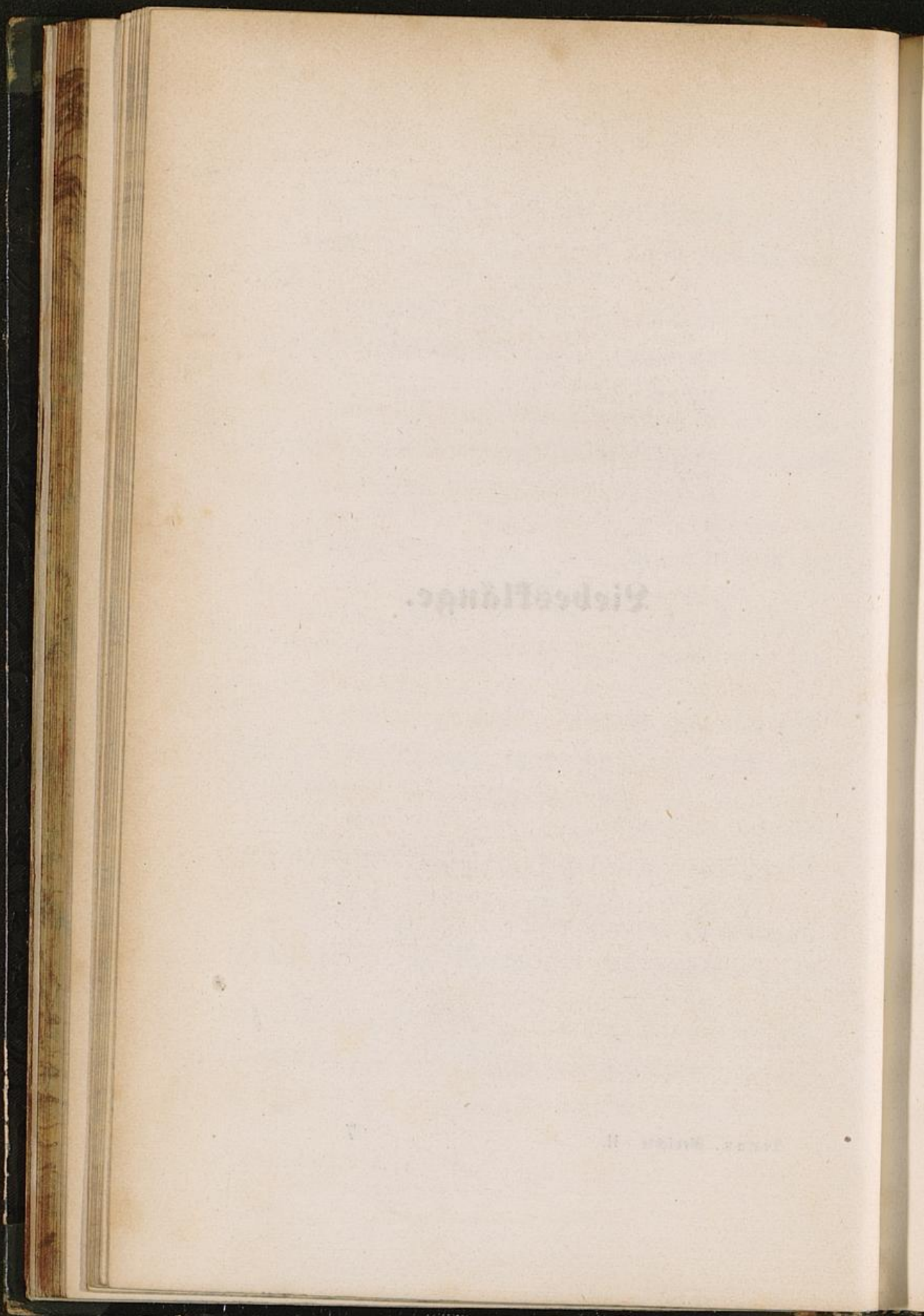
Ist's Erdenleben Schein? — ist es die umgekehrte
Fata Morgana nur, des Ew'gen Spiegelfährte?

Warum denn aber wird dem Erdenleben bange,
Wenn es ein Schein nur ist, vor seinem Untergange?

Ist solche Bängniß nur von dem, was wird bestehen,
Ein Wiederglanz, daß auch sein Bild nicht will vergehen?

Dieß Bangen auch nur Schein? — so schwärmen die Gedanken,
Wie dort durch's öde Thal die Herbstesnebel schwanken.

Liebesflänge.



Am Rhein.

Wir reisten zusammen mit Andern
Zu Schiff hinunter den Rhein,
Es war ein seliges Wandern;
Doch waren wir selten allein.

Sie traten heran zu lauschen,
Du liegest nur hier und dort
Mir fallen unter das Rauschen
Des Stroms ein heimliches Wort.

Ich sprach: bald trennt uns die Reise!
Ob hier wir uns wiedersehn?
„Dort vielleicht einst!“ sagtest du leise,
Ich konnte dich kaum verstehn.

Wir flogen vorüber am Strande,
Der Dampf durchbrauste den Schlot,
Wie ein zorniger Neger die Bande
Wildschraubend zu sprengen droht.

Und sie begannen zu preisen,
Wie schnell man sich heute bewegt,
Und wie das rührige Eisen
Man über die Straßen legt;

Als wollten zu Grabe sie tragen
Des Elends thürmenden Wust,
Und wieder das Eden erjagen,
Den uralten bitteren Verlust.

Es hat doch den rechten Fergen
Das Schifflein lange noch nicht,
So lange noch Liebe verbergen
Sich muß wie ein Sündergesicht.

Noch lange nicht hat, ihr Gefellen,
Das Eisen den rechten Guß,
Wenn sich die Liebe bestellen
Noch hinter die Gräber muß!

So dacht' ich und blickte verdrossen,
Hinab in die rollende Flut;
Dich umringten deine Genossen
Und scherzten; die hatten es gut.

Die Nacht war dunkelnd gekommen,
Da stiegen am Strande wir aus,
Ich folgte dir stumm und beklommen
Von ferne bis an dein Haus.

Und als du, noch einmal nickend,
Verschwunden im schließenden Thor,
Stand ich eine Weile noch, blickend
Nach deinem Fenster empor.

Ich schied von deinem Quartiere,
Und ging hinüber in meins,
Das lag im fernen Reviere
Am andern Ufer des Rheins.

Ich betrat mein trauriges Zimmer
Und starrte unverwandt
Hinüber zum Kerzenschimmer,
Den mir dein Fenster gesandt.

Die Lichter drüben am Strande
Erloschen nach und nach,
Doch wie zu traulichem Pfande
Blieb deines immer noch wach.

Wie ich im einsamen Leide
Hinstarrte über die Flut:
Als wären gestorben wir beide;
Ward mir mit einmal zu Muth;

Als trennten uns weite Welten,
Ward mir mit einemmal,
Den Erdengram zu vergessen
Mit ewiger Sehnsucht Dual;

Als blinkte dein Lichtlein so ferne
In meine Finsterniß
Von einem entlegenen Sterne,
Der dich mir auf immer entriß.

Mir spielten, wie Thränendiebe,
Nachtwinde um's Augenlied,
Wie der Geist unglücklicher Liebe,
Der über die Erde zieht.

An *

Ach wärst du mein, es wär' ein schönes Leben!
So aber ist's Entsagen nur und Trauern,
Nur ein verlornes Grollen und Bedauern;
Ich kann es meinem Schicksal nicht vergeben.

Undank thut wohl und jedes Leid der Erde;
Ja! meine Freund' in Särgen, Reich' an Leiche,
Sind ein gelinder Gram, wenn ich's vergleiche
Dem Schmerz, daß ich dich nie besitzen werde.

Der schwere Abend.

Die dunklen Wolken hingen
Herab so bang und schwer,
Wir beide traurig gingen
Im Garten hin und her.

So heiß und stumm, so trübe
Und sternlos war die Nacht,
So ganz wie unsre Liebe
Zu Thränen nur gemacht.

Und als ich mußte scheiden
Und gute Nacht dir bot,
Wünschst' ich bekümmert beiden
Im Herzen uns den Tod.

Traurige Wege.

Bin mit dir im Wald gegangen;
Ach, wie war der Wald so froh!
Alles grün, die Vögel sangen,
Und das scheue Wild entfloh.

Wo die Liebe frei und offen
Kings von allen Zweigen schallt,
Ging die Liebe ohne Hoffen
Traurig durch den grünen Wald. —

Bin mit dir am Fluß gefahren:
Ach, wie war die Nacht so mild!
Auf der Flut, der sanften, klaren,
Wiegte sich des Mondes Bild.

Lustig scherzten die Gesellen;
Unfre Liebe schwieg und sann,
Wie mit jedem Schlag der Wellen
Zeit und Glück vorüberraun. —

Graue Wolken niederhingen,
Durch die Kreuze strich der West,
Als wir einst am Kirchhof gingen;
Ach wie schloßen sie so fest!

An den Kreuzen, an den Steinen
Fand die Liebe keinen Halt;
Sahen uns die Todten weinen,
Als wir dort vorbeigewalt?

Einsamkeit.

Wild verwach'sne dunkle Fichten,
Leise klagt die Quelle fort;
Herz, das ist der rechte Ort:
Für dein schmerzliches Verzichten!

Grauer Vogel in den Zweigen
Einsam deine Klage singt,
Und auf deine Frage bringt
Antwort nicht des Waldes Schweigen.

Wenn's auch immer schweigen bliebe,
Klage, klage fort: es weht,
Der dich höret und versteht,
Stille hier der Geist der Liebe.

Nicht verloren hier im Moose,
Herz, dein heimlich Weinen geht,
Deine Liebe Gott versteht,
Deine tiefe, hoffnungslose!

/// Wunsch.

Urwald, in deinem Brausen
Und ernsten Dämmerchein
Mit der Geliebten hausen
Möcht' ich allein — allein!

Von deinen schlanksten Bäumen
Baut' ich ein Hüttlein traut
Mir aus zu Himmelsräumen;
O komm, du schöne Braut!

Ich legte Moosgebrente
Weich unter ihren Schritt,
Und meine Liebe streute
Ich unter ihren Tritt.

Für sie das Wild erjagen,
Aus tieffster Schlucht empört!
Für sie den Feind erschlagen,
Der unsern Frieden stört!

Ich würd' in Mondesnächten,
Beim stillen Sternentanz,
Von wilden Liedern flechten
Um meine Braut den Kranz;

Und in den Abendgluten
Am Fels hier oben stehn,
Mit ihr die Donnerfluten
Zum Abgrund stürzen sehn,

Und weit hinunter blicken
Ließ sie mein starker Arm;
Wie würd' ich sie dann drücken
Ans Herz so fest und warm!

Weid der Sehnsucht.

Die Bäche rauschen
Der Frühlingssonne,
Hell singen die Vögel,
Es lauschen die Blüthen,
Und sprachlos ringen
Sich Wonnedüfte
Aus ihrem Busen;
Und ich muß trauern,
Denn nimmer strahlt mir
Dein Aug', o Geliebte! —
Nicht über den Wellen
Des Oceanes,
Nicht über den Sternen,
Und nicht im Lande
Der Phantasien
Ist meine Heimath;
Ich finde sie nur
In deinem Auge!
Was je mir freudig

Beseelte das Leben,
Was nach dem Tode
Mir weckte die Sehnsucht,
Entschwundner Kindheit
Fröhliche Tage,
Und meiner Jugend
Himmliche Träume,
Von meinen Todten
Trauliche Grüße,
Und meiner Gottheit
Stärkenden Anblick,
Das Alles find' ich
In deinem Auge,
O meine Geliebte!
Nun bist du ferne,
Und bitter beneiden
Muß jeden Stein ich,
Und jede Blume
Beneiden die kalten
Menschen und Sterne;
An die du vergehdest
Die süßen Blicke.

// **Meine Furcht.**

O stürzt, ihr Wolkenbrüche,
Zum Abgrund nur hinab!
O reißt, ihr Sturmesflüche,
Die Wälder in ihr Grab!
O flammt, ihr Blitzeogluten,
O rase, Donnerklang!
Ihr könnt mich nicht entmuthen,
Mir wird vor euch nicht bang.
Wenn ihr auf's Herz mir zielet;
Euch acht' ich Kinder nur,
Daß ihr Vernichten spielet,
Entsprangt ihr der Natur!
Wohl spott' ich Sturmesgrimme,
Und wildem Donnerscherz;
Und doch vor einer Stimme
Erzittert mir das Herz;
Die schnell das Herz mir bräche,
Die Stimme fürcht' ich sehr,
Wenn die Geliebte spräche:
Ich liebe dich nicht mehr!

Wunsch.

Fort möcht' ich reisen
Weit, weit in die See,
O meine Geliebte,
Mit dir allein!

Die Dränger und Lauscher
Und kalten Störer,
Sie hielt uns ferne
Der wallende Abgrund,
Das drohende Meer,
Wir wären so sicher
Und selig allein.
Und käme der Sturm,
Ich würde dich halten
An meiner Brust.
Wenn donnernde Wogen
Zum Himmel schlugen,
Doch höher schlüge
Mein trunkenes Herz;

Und meine Liebe,
Die ewige, starke,
Sie würde frohlockend
Dich halten im Sturm,
Du würdest zitternd
Mir blicken ins Auge,
Und würdest erblicken,
Was nimmer scheitert.
In allen Stürmen,
Und würdest lächeln
Und nicht mehr zittern.

Sieh, nun ermüdet
Der tobende Aufruhr,
In Schlummer sinken
Die Wellen und Winde,
Und über den Wassern
Ist tiefe Stille.
Da ruhst du sinnend
An meiner Brust:
So tiefe Stille:
Mein lauschendes Herz
Hört Antwort pochen
Dein lauschendes Herz.

Wir sind allein,
Doch flüsterst du leise,
Um nicht zu stören
Das sinnende Meer,
Nur sanft erzittern
Die Lippen dir,
Die schwellenden Blätter
Der süßen Rose,
Ich sauge dein Wort,
Den klingenden Duft
Der süßen Rose.
Im Osten hebt sich
Der klare Mond,
Und Gott bedecket
Den Himmel mit Sternen,
Und ich bedecke,
Selig wie er,
Dein liebes Antlitz,
Den schönern Himmel,
Mit feurigen Küssen.

An den Wind.

Ich wandre fort ins ferne Land;
Noch einmal blickt' ich um, bewegt,
Und sah, wie sie den Mund geregt,
Und wie gewinket ihre Hand.

Wohl rief sie noch ein freundlich Wort
Mir nach auf meinen trüben Gang,
Doch hört' ich nicht den liebsten Klang,
Weil ihn der Wind getragen fort.

Daß ich mein Glück verlassen muß,
Du rauher, kalter Windeshauch,
Ist's nicht genug, daß du mir auch
Entreißest ihren letzten Gruß.

An die Entfernte.

I.

Diese Rose pflück' ich hier,
In der fremden Ferne:
Liebes Mädchen, dir, ach dir
Brächt' ich sie so gerne!

Doch bis ich zu dir mag ziehn
Viele weite Meilen,
Ist die Rose längst dahin,
Denn die Rosen eilen.

Nie soll weiter sich ins Land
Lieb' von Liebe wagen,
Als sich blühend in der Hand
Läßt die Rose tragen;

Oder als die Nachtigall
Halme bringt zum Neste,
Oder als ihr süßer Schall
Wandert mit dem Weste.

II.

Rosen fliehen nicht allein,
Und die Lenzgefänge,
Auch dein Wangenrosenschein,
Deine süßen Klänge.

O, daß ich, ein Thor, ein Thor,
Meinen Himmel räumte!
Daß ich einen Blick verlor,
Einen Hauch versäumte!

Rosen wecken Sehnsucht hier,
Dort die Nachtigallen,
Mädchen, und ich möchte dir
In die Arme fallen!

Meine Rose.

Dem holden Venzgeschmeide,
Der Rose, meiner Freude,
Die schon gebeugt und blasser
Vom heißen Strahl der Sonnen,
Reich' ich den Becher Wasser
Aus tiefem Brunnen.

Du Rose meines Herzens!
Vom stillen Strahl des Schmerzens
Bist du gebeugt und blasser;
Ich möchte dir zu Füßen,
Wie dieser Blume Wasser,
Still meine Seele gießen!
Könnt' ich dann auch nicht sehen
Dich auferstehen.

An *

O wag' es nicht, mit mir zu scherzen,
Zum Scherze schloß ich keinen Bund,
O spiele nicht mit meinem Herzen,
Weißt du noch nicht, wie sehr es wund?

Weil ich so tief für dich entbrannte,
Weil ich mich dir gezeigt so weich,
Dein Herz die süße Heimath nannte,
Und deinen Blick mein Himmelreich;

O rüttle nicht den Stolz vom Schlummer,
Der süßer Heimath sich entreißt,
Dem Himmel, mit verschwiegenem Kummer
Auf immerdar den Rücken weist.

Kommen und Scheiden.

So oft sie kam, erschien mir die Gestalt
So lieblich, wie das erste Grün im Wald.

Und was sie sprach, drang mir zum Herzen ein
Süß, wie des Frühlings erstes Lied im Hain.

Und als Lebwohl sie winkte mit der Hand,
War's, ob der letzte Jugendtraum mir schwand.

// Liebesfrühling.

Ich sah den Lenz einmal
Erwacht im schönsten Thal;
Ich sah der Liebe Licht
Im schönsten Angesicht.

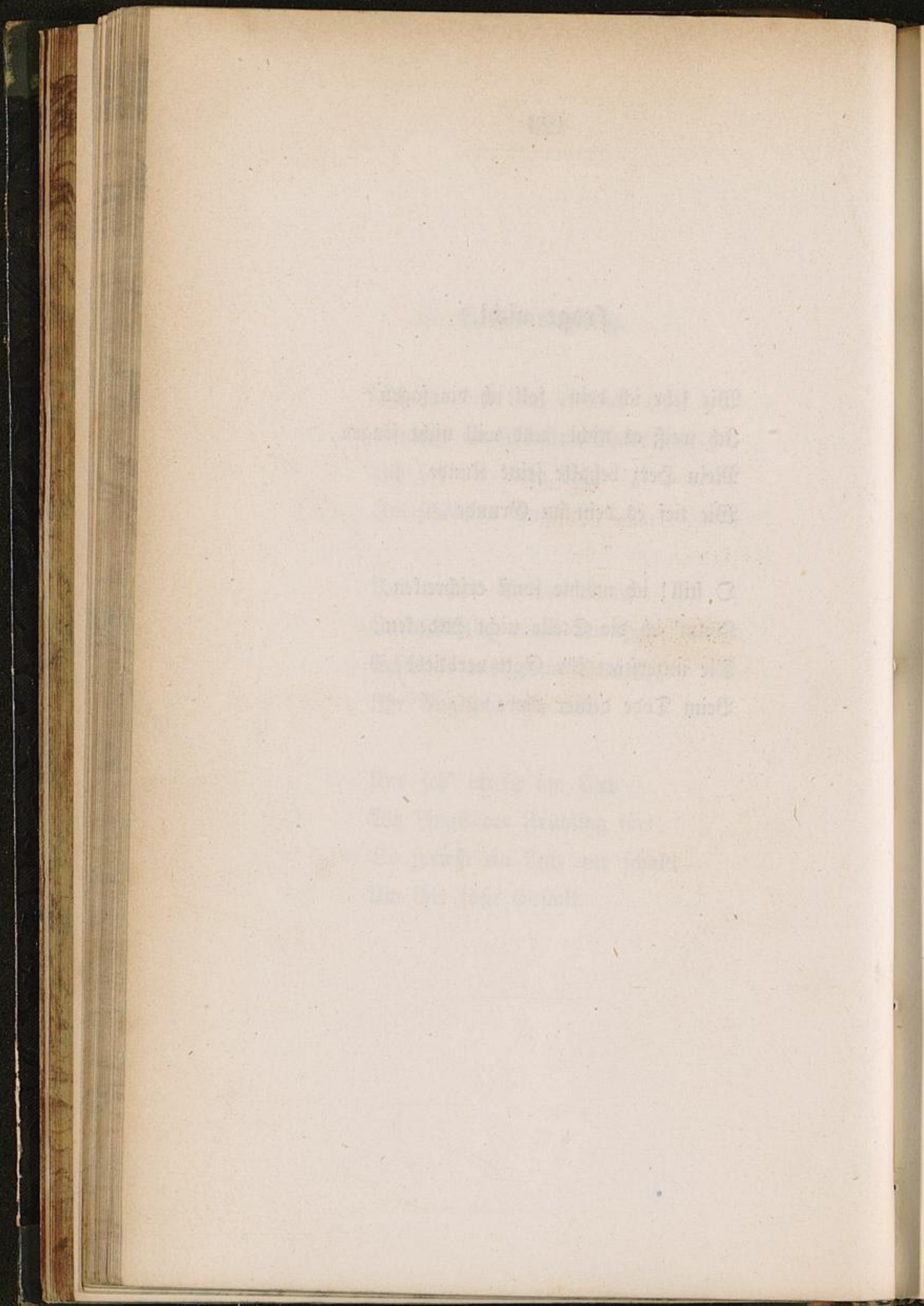
Und wandl' ich nun allein
Im Frühling durch den Hain,
Erscheint aus jedem Strauch
Ihr Angesicht mir auch.

Und seh' ich sie am Ort
Wo längst der Frühling fort,
So sprießt ein Lenz und schallt
Um ihre süße Gestalt.

Frage nicht.

Wie sehr ich dein, soll ich dir sagen?
Ich weiß es nicht, und will nicht fragen,
Mein Herz behalte seine Kunde,
Wie tief es dein im Grunde.

O still! ich möchte sonst erschrecken,
Könnst' ich die Stelle nicht entdecken,
Die unzerstört für Gott verbliebe
Beim Tode deiner Liebe.



Sonette.

Sonetto

Frage.

Bist du noch nie beim Morgenschein erwacht
Mit schwerem Herzen, traurig und bekümmert,
Und wußtest nicht, wie du auch nachgedacht,
Woher ins Herz der Gram dir war gekommen?

Du fühltest nur; ein Traum war's in der Nacht:
Des Traumes Bilder waren dir verschwommen!
Doch hat nachwirkend ihre dunkle Macht
Dich, daß du weinen mußtest, übernommen.

Hast du dich einst der Erdenmacht entschwungen,
Und werden, wie du meinst, am hellen Tage
Verloren sehn des Traums Erinnerungen:

Wer weiß, ob nicht so deine Schuld hienieden
Nachwirken wird als eine dunkle Klage
Und dort der Seele stören ihren Frieden?

Jugend und Liebe.

Die Jugend folgt, ein Rosenblatt, den Winden:
Wenn, jung getrennt, sich wiedersehn die Alten,
Sie meinen doch, in ihren ernsten Falten
Den Strahl der süßen Jugend noch zu finden.

Des Dauerns Wahn, wer läßt ihn gerne schwinden?
Mag auch ein Herz, das uns geliebt, erkalten,
Wir suchen immer noch den Traum zu halten,
Nur stiller sey geworden sein Empfinden.

Die Jugend folgt, ein Rosenblatt, den Lüften;
Noch leichter als die Jugend flieht die Liebe,
Die nur des Blattes wonnereiches Düften.

Und dennoch an den herben Tod des Schönen,
Im treuen Wahn, als ob es ihm noch bliebe,
Kann sich das Herz auch sterbend nicht gewöhnen.

Der Salzburger Kirchhof.

O schöner Ort, den Todten auserkoren!
Zur Ruhestätte für die müden Glieder!
Hier singt der Frühling Auferstehungslieder,
Vom treuen Sonnenblick zurückbeschworen.

Wenn alle Schmerzen auch ein Herz durchbohren,
Dem man sein Liebstes senkt zur Grube nieder,
Doch glaubt es leichter hier: wir sehn uns wieder,
Es sind die Todten uns nicht ganz verloren.

Der fremde Wanderer, kommend aus der Ferne,
Dem hier kein Glück vermodert, weilt doch gerne
Hier, wo die Schönheit Hüterin der Todten.

Sie schlafen tief und sanft in ihren Armen,
Worin zu neuem Leben sie erwachen;
Die Blumen winken's, ihre stillen Boten.

Nachhall.

Ein Wanderer läßt sein helles Lied erklingen:
 Nun schweigt er still und schwindet in den Föhren;
 Ich möchte länger noch ihn singen hören,
 Doch tröst' ich mich: er kann nicht ewig singen.

Der Wanderer schweigt, doch jene Felsen bringen
 Mir seinen Wiederhall in dunklen Chören,
 Als wollten sie sein Lied zurückbeschwören,
 Nun ist es still — den Quell nur hör' ich springen.

Der Wanderer schwieg und schied; ich sprach gelassen:
 Fahr wohl! warum denn fühl' ich jetzt ein Trauern,
 Daß länger nicht sein Nachhall mochte dauern?

Mehr als des Menschen Tod will mich's erfassen,
 Wenn ihn bereit^s nach wenig Tagesneigen
 Hier, dort noch Einer nennt — bis Alle schweigen.

Die Asketen.

O spottet nicht der traurigen Asketen,
Daß sie den Leib mit scharfen Leiden plagen,
Die süßen Erdenfreuden sich versagen,
Die flüchtigen, nur allzuschnell verwehten!

Nebst solchen, die das Futter gierig mähten,
Seit des verlorenen Paradieses Tagen,
Hat eine Schaar von Herzen stets geschlagen,
Die, abgewandt, die Weide hier verschmähten.

Ein schüchternes Gefühl: „wir sind gefallen!“
Hält sie vom lauten Freudenmarkt zurück,
Heißt sie den Pfad einsamer Dornen wallen.

Es wächst ihr Ernst, wenn sie vorüberstreifen
An einem unverdienten Erdenglück;
Die Scham verbietet, feß darnach zu greifen.

Der Seelenkranke.

Ich trag' im Herzen eine tiefe Wunde,
Und will sie stumm bis an mein Ende tragen;
Ich fühl' ihr rastlos immer tiefres Nagen,
Und wie das Leben bricht von Stund zu Stunde.

Nur Eine weiß ich, der ich meine Kunde
Vertrauen möchte und ihr Alles sagen;
Könnst' ich an ihrem Halse schluchzen, klagen!
Die Eine aber liegt verscharrt im Grunde.

O Mutter, komm, laß dich mein Flehn bewegen!
Wenn deine Liebe noch im Tode wacht,
Und wenn du darfst, wie einst, dein Kind noch pflegen,

So laß mich bald aus diesem Leben scheiden,
Ich sehne mich nach einer stillen Nacht;
O hilf dem Schmerz dein müdes Kind entkleiden.

I.

Stimme des Windes.

In Schlummer ist der dunkle Wald gesunken,
Zu träge ist die Luft, ein Blatt zu neigen,
Den Blüthenduft zu tragen, und es schweigen
Im Laub die Vögel und im Teich die Unken.

Leuchtkäfer nur, wie stille Traumessfunken
Den Schlaf durchgankelnd, schimmern in den Zweigen,
Und süßer Träume ungestörtem Reigen
Ergibt sich meine Seele, schweigenstrunken.

Horch! überraschend faust es in den Bäumen
Und ruft mich ab von meinen lieben Träumen,
Ich höre plötzlich ernste Stimme sprechen;

Die aufgeschreckte Seele lauscht dem Winde
Wie Worten ihres Vaters, der dem Kinde
Zuruft, vom Spiele heimwärts aufzubrechen.

II.

Stimme des Regens.

Die Lüfte rasten auf der weiten Haide,
Die Disteln sind so regungslos zu schauen,
So starr, als wären sie aus Stein gehauen,
Bis sie der Wanderer streift mit seinem Kleide.

Und Erd' und Himmel haben keine Scheide,
In Eins gefallen sind die nebelgrauen
Zwei Freunden gleich, die sich ihr Leid vertrauen,
Und Mein und Dein vergessen traurig beide.

Nun plötzlich wankt die Distel hin und wieder,
Und heftig rauschend bricht der Regen nieder,
Wie laute Antwort auf ein stummes Fragen.

Der Wanderer hört den Regen niederbrausen,
Er hört die windgepeitschte Distel sausen,
Und eine Wehmuth fühlt er, nicht zu sagen.

III.

Stimme der Glocken.

Den glatten See kein Windeshauch verknittert,
Das Hochgebirg, die Tannen, Klippen, Buchten,
Die Gletscher, die von Wolken nur besuchten,
Sie spiegeln sich im Wasser unzersplittert.

Das dürre Blatt vom Baume hörbar zittert,
Und hörbar rieselt nieder in die Schluchten
Das kleinste Steinchen, das auf ihren Fluchten
Die Gemse schnellst, wenn sie den Jäger wittert.

Horch! Glocken in der weiten Ferne tönend,
Den Gram mir weckend und zugleich versöhnend,
Dort auf der Wiese weiden Alpenkühe.

Das Läuten mahnt mich leise an den Frieden,
Der von der Erd' auf immer ist geschieden
Schon in der ersten Paradiesesfrühe.

IV.

Stimme des Kindes.

Ein schlafend Kind! o still! in diesen Zügen
Könnt ihr das Paradies zurückbeschwören;
Es lächelt süß, als lauscht' es Engelhören,
Den Mund umsäufelt himmlisches Vergnügen.

O schweige, Welt, mit deinen lauten Tügen,
Die Wahrheit dieses Traumes nicht zu stören!
Laß mich das Kind im Traume sprechen hören,
Und mich, vergessend, in die Unschuld fügen!

Das Kind, nicht ahnend mein bewegtes Lauschen,
Mit dunklen Lauten hat mein Herz gesegnet,
Mehr als im stillen Wald des Baumes Rauschen;

Ein tiefres Heimweh hat mich überfallen,
Als wenn es auf die stille Haide regnet,
Wenn im Gebirg die fernen Glocken hallen.

Doppelheimweh.

Zwiefaches Heimweh hält das Herz befangen,
Wenn wir am Rand des steilen Abgrunds stehn
Und in die Grabesnacht hinuntersehn,
Mit trüben Augen, todeskhohlen Wangen.

Das Erdenheimweh läßt uns trauern, bangen,
Daß Lust und Leid der Erde muß vergehn;
Das Himmelsheimweh fühlt's herüberwehn
Wie Morgenluft, daß wir uns fortverlangen.

Dieß Doppelheimweh tönt im Lied der Schwäne,
Zusammenfließt in unsre letzte Thräne
Ein leichtes Meiden und ein schweres Scheiden.

Vielleicht ist unser unerforschtes Ich
Vor scharfen Augen nur ein dunkler Strich,
In dem sich wunderbar zwei Welten schneiden.

Einsamkeit.

I.

Hast du schon je dich ganz allein gefunden,
Lieblos und ohne Gott auf einer Haide,
Die Wunden schändlichen Mißgeschicks verbunden
Mit stolzer Stille, zornig dumpfem Leide?

War jede frohe Hoffnung dir entschwunden,
Wie einem Jäger an der Bergesscheide
Stirbt das Gebell von den verlornen Hunden,
Wie's Böglein zieht, daß es den Winter meide?

Warst du auf einer Haide so allein,
So weißt du auch, wie's einen dann bezwingt,
Daß er umarmend stürzt an einen Stein;

Daß er, von seiner Einsamkeit erschreckt,
Entsetzt empor vom starren Felsen springt
Und bang dem Winde nach die Arme streckt.

II.

Der Wind ist fremd, du kannst ihn nicht umfassen,
Der Stein ist todt, du wirfst beim kalten, derben,
Umsonst um eine Trosteskunde werben,
So fühlst du auch bei Rosen dich verlassen;

Bald siehst du sie, dein ungewahr, erblaffen,
Beschäftigt nur mit ihrem eignen Sterben.
Geh weiter: überall grüßt dich Verderben
In der Geschöpfe langen dunklen Gassen;

Siehst hier und dort sie aus den Hütten schauen,
Dann schlagen sie vor dir die Fenster zu,
Die Hütten stürzen, und du fühlst ein Grauen.

Lieblos und ohne Gott! der Weg ist schaurig,
Der Zugwind in den Gassen kalt, und du? —
Die ganze Welt ist zum Verzweifeln traurig.

Palliativ.

Ist Gras gewachsen über die Geschichte,
Weiß nicht mehr recht, wie sie sich zugetragen:
Nur manchmal schwebt mir's vor im Dämmerlichte,
Als hätt' ich einer Schuld mich anzuklagen.

Doch abgewandt vom störenden Gesichte,
Ruf ich's nicht an und will es nicht befragen,
Weil Blick und Muth ich in die Zukunft richte;
// Ich schlage mich nicht gern mit alten Tagen.

„Wenn dir der Sensenmann den Leib hinstreckt,
Wird er auch säuberlich das Gras dir mähen,
Das jene Schuldgeschichte dir verdeckt.

Rehr' muthig um zu den verlassnen Bühnen,
Die Schuld mit scharfem Neueblick zu sehen;
Soll sie dir sterben, eile sie zu fñhnen.“

Inhalt.

Der alte, der sein Leben hat,
Der, was ich nicht, nicht mehr,
Der ist, der ist, der ist,
Der ist, der ist, der ist.

Vermischte Gedichte.

Die Menschen, die sind,
Der ist, der ist, der ist,
Der ist, der ist, der ist.

Die Menschen, die sind,
Der ist, der ist, der ist,
Der ist, der ist, der ist.

Der ist, der ist, der ist,
Der ist, der ist, der ist,
Der ist, der ist, der ist.

Einleitung

Die erste Aufgabe der Wissenschaft ist es, die Natur der Dinge zu erkennen. Dies geschieht durch die Beobachtung und die Reflexion. Die Beobachtung liefert uns die Daten, die Reflexion ordnet sie zu einem Ganzen.

Die zweite Aufgabe der Wissenschaft ist es, die Gesetze der Natur zu entdecken.

Dies geschieht durch die Induktion. Man beobachtet viele einzelne Fälle und sucht nach einer allgemeinen Regel, die alle diese Fälle umschließt.

Die dritte Aufgabe der Wissenschaft ist es, die Ursachen der Dinge zu finden. Dies geschieht durch die Deduktion. Man leitet aus allgemeinen Gesetzen die Eigenschaften einzelner Fälle ab.

Die vierte Aufgabe der Wissenschaft ist es, die Anwendung der Gesetze zu finden. Dies geschieht durch die Konstruktion. Man baut sich Modelle, die die Gesetze der Natur abbilden.

Bueignung.

Von allen, die den Sänger lieben,
Die, was ich fühlte, nachempfanden,
Die es besprochen und beschrieben,
Hat Niemand mich wie du verstanden.

Des Herzens Klagen heiß und innig,
Die liedgeworden ihm entflangen,
Hat deine Seele, tief und innig,
Getreuer als mein Lied empfangen.

Die Schauer, die mein Herz durchwehten,
Die unerfalich meinem Sange,
Sie sprachen, tröstende Propheten,
In deines Wortes süßem Klange.

Und durst' ich ahnend in den Brunnen
Der göttlichen Gedanken sinken,
So sah ich klar die dunklen Wonnen
In deinem schönen Auge blinken.

Der Himmel thaut in finstern Hainen
Zum Lied der Nachtigallen nieder,
Und deine Augen sah ich weinen
Herab auf meine hängen Pieder.

Seh' ich der Augen Zauberkreise
Gesenkt, geschwellt, in trauter Nähe,
Ist's, ob ich deine Seele leise
Die Luft der Tugend athmen sehe.

Dein ist mein Herz, mein Schmerz dein eigen,
Und alle Freuden, die es sprengen,
Dein ist der Wald mit allen Zweigen,
Mit allen Blüthen und Gesängen.

Das Liebste, was ich mag erbeuten
Mit Piedern, die mein Herz entführten,
Ist mir ein Wort, daß sie dich freuten,
Ein stummer Blick, daß sie dich rührten.

Und sollt' ich nach dem hellen Ruhme
Mich manchmal auch am Wege bücken,
So will ich mit der schönen Blume
Nur, Freundin, dir den Busen schmücken.

Traumgewalten.

Der Traum war so wild, der Traum war so schaurig,
So tief erschütternd, unendlich traurig.

Ich möchte gerne mir sagen:

Daß ich ja fest geschlafen hab',

Daß ich ja nicht geträumet hab',

Doch rinnen mir noch die Thränen herab,

Ich höre mein Herz noch schlagen.

Ich bin erwacht in banger Ermattung,

Ich finde mein Tuch durchnäßt am Rissen,

Wie man's heimbringt von einer Bestattung;

Hab' ich's im Traume hervorgerissen

Und mir getrocknet das Gesicht?

Ich weiß es nicht.

Doch waren sie da, die schlimmen Gäste,

Sie waren da zum nächtlichen Feste.

Ich schlief, mein Haus war preisgegeben,

Sie führten darin ein wüstes Leben.

Nun sind sie fort, die wilden Naturen:
 In diesen Thränen find' ich die Spuren,
 Wie sie mir Alles zusammengerüttet,
 Und über den Tisch den Wein geschüttet.

Einem Greis.

Das Haar schneeweiß,
Die Wangen so hohl,
Bald, bald Lebewohl:
Und noch die Stirne so heiß?

Dein Schifflein stößt
Schon ins Meer, zum Land
Streckst du die Hand
Noch, überhangend, um Trost;

Um Trost und Genuß,
Um Hab' und Halt,
Und bist schon so alt:
„D daß man sterben muß!“

Zieh ein die Hand!
Den Blick hinaus
Ins Meer! nach Haus!
Denk an den ewigen Strand!

Nicht scheide so schwer;
Wenn du rückverlangst,
Und überhangst,
So sinkst du hinab ins Meer.

An die Biologen.

Die Wahrheit hat die Kunde
Vom tiefen Lebensgrunde
Als winz'gen Zettel
In eine Ruß gethan,
Und warf den Bettel
In den Ocean.
Das Meer ist groß, die Ruß ist klein;
Hat wohl am kleinen Wunderschrein
Schon ein Pilot vorbeigeflucht?
Sucht! Sucht!
Die Wahrheit schrieb die Kunde
Vom tiefen Lebensgrunde
Wohl einem Vöglein auf den Kopf,
Unter'n Schopf,
Auf des Hirnes glatte Schale;
Das Vöglein flog in alle Welt,
Ihm ward durch Berg' und Thale
Bis jetzt vergeblich nachgestellt,
Nur zugeforscht! wer weiß denn auch,
Ob nicht der Vogel euren Strauch

Zu seinem Sitze auserkieset,
 Und, frohgelaut, bei Frühlingswettern
 Von seinen schopfsgeborgnen Vettern
 Euch singend was herunterliest!
 Ist auch das Vöglein auf der Flucht,
 Sucht! Sucht!

Crucifix.

Hält der Mensch die Blicke himmelwärts,
Und die Arme liebend ausgebreitet,
Um die Welt zu drücken an sein Herz,
Hat er sich zur Kreuzigung bereitet.

Solche Lieb' ist selten auf der Erde;
Daß ihr Bild die Welt nicht ganz verläßt,
Hielt am Kreuz die Menschheit eilig fest,
Jesus, deine liebende Geberde!

Scheu.

Unglück hat sein Herz gespalten,
Laßt den stillen Mann allein;
Wie sich nicht genah't die Alten
Einem blitzgetroffenen Hain.

Stört mit Worten nicht des Streites,
Nicht mit Liebe seinen Schmerz;
Ehret als ein blitzgeweihtes
Enelysion* dieses Herz.

* Ort, wo der Blitz eingeschlagen hat.

Heimathklang.

Als sie vom Paradiese ward gezwungen,
Kam jeder Seele eine Melodie,
Zum Lebewohl süß schmerzlich nachgeklungen,
Darauf umschloß die Erdenhülle sie.
Noch ist dieß Lied nicht völlig uns verdrungen,
Da tönt es leiser stets auf Erden hie.
Gib Acht, o Herz, daß in den Schütterungen
Dir nicht des Liedes höchster Hauch entflieh'!
Ein Nachhall dieses Liedes ist entsprungen
Des Morgenlandes süße Poesie;
Von Jugendträumen wird's manchmal gesungen,
Doch dunkel, unbewußt woher? und wie?
Wem aber einmal klar und voll geklungen
Die wunderbare Heimathmelodie,
Der wird von bangem Heimweh tief durchdrungen,
Und er genest von seiner Sehnsucht nie.

Buflucht.

Armes Wild im Waldesgrunde,
 Schlägt die Jagd dir eine Wunde,
 Flüchtest du zur tiefsten Stelle,
 An des Walds geheimste Quelle,
 Daß sie dir mit frischer Kühle
 Lindernd deine Wunden spüle.

Mensch, du flieh mit deinem Schmerz
 An die heimathlichste Stelle,
 An des Trostes reinste Quelle,
 Flüchte an das Mutterherz.
 Doch die Mütter sterben bald;
 Hat man dir begraben deine,
 Flüchte in den tiefsten Wald
 Mit dem wunden Reth — und weine!

Beiger.

Meiner Schwester liebe Sprossen,
Ha, wie seyd ihr aufgeschossen,
Seit ich über Berg und Thal
Von euch schied das letztemal!
Da ihr wachset und euch dehnet,
Sonnenzeiger unsrer Tage,
Mahnt ihr, wie das Leben jage,
Das ihr fest und ewig wähnet.
Kinderwuchs und Abendschatten
Zeigt dem Wanderer auf dem Steige
Abgemähter Blumenmatten,
Wie sich ihm die Sonne neige.

Frühlingsgrüße.

Nach langem Frost, wie weht die Luft so lind!
Da bringt Frühveilchen mir ein bettelnd Kind.

Es ist betrübt, daß so den ersten Gruß
Des Frühlings mir das Elend bringen muß.

Und doch der schönen Tage liebes Pfand
Ist mir noch werther aus des Unglücks Hand.

So bringt dem Nachgeschlechte unser Leid
Die Frühlingsgrüße einer bessern Zeit.

An Luise.

Ich höre nicht den Sarg verhämmern,
Wie Freundespflicht mir sonst gebot,
Doch denk' ich hier im Waldesdämmern
Einsam gerührt an deinen Tod.

Nun läuten die Begräbnißglocken,
Der Wind, bewegt von ihrem Klang,
Fliehet in den Wald und Blüthenflocken
Streift er von allen Zweigen bang.

Die jungen Blüthen zittern leise
Und freudig nieder in den Staub,
Als das Gefolge deiner Reise
Sind gerne sie des Todes Raub. —

Du bist mir nah im Waldesgrunde
In der Erinnerung ew'gem Strahl,
Wie einst in jener Abendstunde,
Als ich dich sah zum letztenmal!

Ich schau' dein Angesicht, dein bleiches,
 Das tiefe Schwermuth überzieht,
 Ich schau' dein Aug', dein dunkles, weiches,
 Wie es in andre Welten sieht;

Und wie du ins Clavier versunken,
 So träumerisch, so ernst und mild,
 Und wie dem Riede, himmelstrunken,
 Du selber wirst ein schönes Bild;

Wie dich der große Geist umranket,
 Den sie Beethoven nannten hie,
 Wie deine zarte Bildung schwanket
 Im Sturme seiner Melodie;

Der Geist, dem seliges Verderben
 Das Erdenleben sich entlauscht,
 In dessen Lied viel süßes Sterben
 Und Harmonie des Todes rauscht.

Sein Herz von Sehnsuchtsqual zerklüftet,
 Zieht dich hinab in seinen Brand,
 Und deine trunkne Seele lüftet
 Der Erdenhülle leichtes Band.

Mir ist das Scherzo nicht verklungen,
Wo nach Adagio's wildem Schrei
Der heiße Schmerz sich matt gerungen
Zu träumerischer Tändelei:

So spielt der Jüngling an der Bahre
Der Braut, wenn schon das Herz ihm bricht,
Noch tändelnd mit dem Lockenhaare,
Und starrend in ihr todt Gesicht. —

Du bist dahin! Nichts konnte retten
Und halten dich bei uns zurück,
Nalt knickte alle Liebesketten
Das unerbittliche Geschick.

Es brachte dir in Sterbensstunden
Die fromm getäuschte gute Frau
Im letzten Wahn, du sollst gesunden,
Noch einen Becher Maienthan.

Aufblüht die Haideblume wieder,
Die schon dem Tode nickte zu,
Weint still die Nacht ihr Mitleid nieder,
Doch nicht, gebrochne Blume, du!

Mich Fernen auch erfasst die Klage,
 Die mich dem Waldesgrund entreißt,
 Mir flieht das Bild vergangner Tage,
 An deinem Sarge steht mein Geist.

Um den sie alle weinen müssen,
 Du Jungfrau hold! zu deinem Schrein
 Drängt sich, dich einmal noch zu küssen,
 Dein Herzensfreund, der Frühling, ein.

Das bange Scherzo hör' ich flingen
 Um dich, so starr und still du auch,
 Mit deines Haares dunkeln Ringen
 Spielt schmerzlich noch des Frühlings Hauch.

Jetzt aber wird der Sarg geschlossen,
 Auf immer deine Lichtgestalt
 Aus unserm Angesicht verstoßen;
 Im Schollenwurf dein Lied verhallt.

Nur deine Mutter hör' ich weinen;
 O schwiege doch der Freunde Trost!
 Für meine Mutter gibt es keinen,
 Ein Dolch ins Herz ist ihr sein Frost.

Dem Schmerz nach ihrem lieben Kinde
Bleibt bis zum Tod ihr Herz geweiht,
Wenn auch des Trostes fühle Kinde
Den Freunden einst dein Grab verschneit.

Und soll sie einst dich wiederhaben,
Durchzuckt das weiche Mutterherz,
Daß sie dich hier so früh begraben,
Im Himmel noch ein leiser Schmerz.

Täuschung.

Das Känzlein traurig ruft in öder Felsenritze
Und grüßt mit seinem Lied des Himmels wilde Blitze.

Als wie ein schwarzer Aar, deß Flügel Feuer fingen,
So schlägt die schwarze Nacht die feuervollen Schwingen.

Es glänzt die Regenslut, der finstern Nacht entsunken,
Manchmal im Wetterschein wie diamantne Funken.

So kann in langer Nacht ein Strom von heißen Zähren
Im hellen Wetterschein des Unglücks sich verklären.

Verfangen in der Schlucht die lauten Winde rasen,
Die zu der Wolfenschlacht die Riesentuba blasen.

Mit Stimmen mannigfalt hör' ich den Gießbach klingen,
Wie Donner, Rauf und Wind scheint er zugleich zu singen. —

Doch nein! mich täuscht mein Sinn, als ob zum Wetter=
grimme

Mit kläglichem Geschrei das Felsenkänzlein stimme;

Daß Wolfenschlachtmusik die lauten Winde kenchten
Und daß der Blitz geslammt, den Regen zu beleuchten;

Und daß der Felsenbach den Wetterstimmen allen
Antworten will zugleich in dumpfen Wiederhallen.

Einſame Klagen ſind's, weiß keine von der andern,
Wenn ſie zuſammen auch im wilden Chore wandern.

Drum iſt die Erde ja um's Paradies betrogen,
Daß ihre Luſt ertönt von dunklen Monologen.

Wenn alle Klagen einſt in dieſen Erdengründen,
Was jede heimlich meint, einander ſich verſtünden:

Dann wäre ja zurück das Paradies gewonnen,
In einen Freudenſchrei das Klaggewirr zerronnen. —

|| Trotz allem Freundeswort, und Mitgefühlsgeberden,
Bleibt jeder tiefe Schmerz ein Eremit auf Erden.

Tod der Trennung.

Gottes Milde mocht' es fügen,
Liegt ein Mensch in letzten Zügen
Stehn am Sterbepfuhl die Seinen,
Daß sie müssen weinen, weinen;

Daß sie nicht vor Thränen schauen
Das unmenubar bange Grauen,
Wie der Geist verläßt die Hülle,
Letztes Zucken, tiefe Stille.

Weh dem Thränenlosen, wehe,
Der sich wagt in Sterbens Nähe,
Denn ihm kann durch's ganze Leben
Jenes Grauen heimlich heben.

Doch ein Anblick tieferer Trauer,
Bänger als des Sterbens Schauer,
Wär' es, könnt' ein Aug' es fassen:
Wie zwei Herzen sich verlassen.

An die Verstockten.

Thorenangst und Narrenzittern,
Auspariren hin und her,
Macht den Binsenschaft zum Speer,
Schlägt die Laffen erst zu Rittern.

Wenn ein muntreer Spatz am Dache
Lärmet über eurem Haus,
Springet ihr zum Fenster aus,
Ob der Bau zusammenkrache.

Schweift in euren Waldesgründen
Von Leuchtkäfern eine Schaar,
Ha, wie schreckt euch die Gefahr,
Daß sie euch den Wald anzünden.

Die Metaphern und die Tropen,
Die da pfeift ein loser Wicht,
Wandeln euch die Schafe nicht
Um zu scheuen Antilopen:

Oder gar zu wilden Bären;
 Ruhig mögt ihr und noch lang
 Trotz dem fecken Sang und Klang
 Eure Horden scheren, scheren.

Doch vor Einem zittert, Thoren!
 Wenn er an den Pfeilern rührt,
 Wenn er seine Flammen schürt,
 Wahrt euch, sonst seyd ihr verloren.

Hört ihr's im Gebälke knarren,
 Baut ein neues Haus geschwind,
 Eh' mit Habe, Weib und Kind
 Euch begraben eure Sparren.

Funken sind des Feuers Boten,
 Funken jagen durch das Land,
 Und den großen Gottesbrand
 Dämpft ihr nicht mit euren Pfoten.

Zitternd seht ihr und erschrocken
 Funken, die der Witz gefacht,
 Die das Volk, indem es lacht,
 Haucht in todte Aschenflocken;

Aber nicht wollt ihr erschrecken,
Wenn es blüht im Herzensgrund,
Wenn die Sklaven, fettenwund,
Doch den Gott in sich entdecken.

Hört, es kann die Stunde kommen,
Wo das Lamm ein Löwe heißt,
Wo es brüllend euch zerreißt;
Laßt euch Gottes Zeichen frommen! —

Herbstlied.

Rings trauern die Entlaubten,
Vom kalten Wind durchweht,
Die Tannen nur behaupten
Ihr dunkles Grün so spät.

Wenn's Vöglein baut sein Lager,
So grünt das Tannenreis,
Und grünt, wenn's Wild sich hager
Scharrt Wurzeln aus dem Eis.

Die Buche seh' ich schwinden
Im Froste, lebensfatt,
Wie sie den kalten Winden
Hinwirft das letzte Blatt.

Zu meiner Seele Trauer
Die Buche besser stimmt,
Daß sie den Winterschauer
Sich so zu Herzen nimmt.

Schlaflose Nacht.

Schlaflose Nacht, du bist allein die Zeit
Der ungestörten Einsamkeit!
Denn keine Heerde treibt der laute Tag
In unsern grünen Gedankenhag,
Die schönsten Blüthen werden abgefressen,
Zertreten oft im Reime und vergessen.
Trägt aber uns der Schlaf mit weicher Hand
Ins Zauberboot, das heimlich stößt vom Strand,
Und lenkt das Boot im weiten Ocean
Der Traum herum, ein trunkner Steuermann,
So sind wir nicht allein, denn bald gesellen
Die Launen uns der unbeherrschten Wellen
Mit Menschen mancherlei, vielleicht mit solchen,
Die feindlich unser Innres tief verletzt,
Bei deren Anblick sich das Herz entsetzt,
Getroffen von des Hasses kalten Dolchen;
An denen gerne wir vorüberdenken,
Um tiefer nicht den Doldz ins Herz zu senken. —

Dann wieder bringen uns die Wellenfluchten,
Wohin wir wachend nimmermehr gelangen,
In der Vergangenheit geheimste Buchten;
Wo uns der Jugend Hoffnungen empfangen.
Was aber hilft's? wir wachen auf — entschwunden
Ist all' das Glück, es schmerzen alte Wunden.
Schlaflose Nacht, du bist allein die Zeit
Der ungestörten Einsamkeit!

An eine Wittwe.

Nach einem heftigen Gewitter
Wandl' ich allein im tiefen Haine,
Und blicke durch das nasse Gitter
Der Blätter auf zum Sternenscheine.

Die sturmesmüden Bäume schweigen;
Nur mandymal rauschen Windeshauche,
Wie eine Mahnung, in den Zweigen,
Dann tropft es nach im dunkeln Strauche.

So fand ich nach den Schmerzgewittern
Dich müd versenkt im stillen Grame;
Doch sah ich deine Thränen zittern,
Wenn dir erklang sein theurer Name.

Der Frühling kam, vor seinem Strahle
Suchst du des Schmerzes traute Schatten
Und führest nach dem fernen Thale
Die Kinder an das Grab des Gatten,

Du wanderst mit den Vaterlosen
Mit Thränen neu das Grab zu tränken,
Auf das du deiner Wangen Rosen
Gestreut zum treuen Angedenken.

O bring zum Grabe deines Lieben
Von mir auch einen Gruß und sage,
Daß auch mein Herz ihm treu geblieben,
Bring ihm des Jugendfreundes Klage.

Wenn aus dem Aug' dir Thränen brechen,
Möcht' ich am Grabe dich begrüßen,
Mit dir von seiner Jugend sprechen,
Und möchte seine Kinder küssen.

Auf eine goldene Hochzeit.

Kennt ihr sie nicht, des Nordens alte Sage,
Von jenem Wunder an der Grönlandsküste,
Vom Lenz, den rings umstarrt die bleiche Wüste,
Des eis'gen Todes niegelöste Klage?

Durch eines ruhenden Vulkanes Spalten
War dort ein warmer Quell hervorgesprungen,
War aus der Tief' ein Lebenshauch gedrungen,
Die nördliche Dase zu erhalten.

Dort war ein Kloster, grüne Lämmerweide,
Ein Garten prangte frisch mit Blumen, Früchten,
Und singend kamen Vögel hinzusüchten,
In ein Asyl vor winterlichem Leide.

Im Kloster wohnte friedlich die Gemeinde;
Sie führten ihre treue warme Quelle,
Die milde Freundin, traut durch jede Zelle,
Durch Wief' und Feld und durch die grünen Haine.

War Winter auch ringsum in alle Ferne,
Aus dieses Klosters frohen Paradiesen
War durch den Quell der rauhe Gast verwiesen;
Nur heller strahlten dann bei Nacht die Sterne. —

Zur Wehmuth führen gerne solche Kunden
Auf des entflohenen Glückes dunklen Fährten;
Begrub das Eis nicht längst die schönen Gärten?
Sind Quell' und Kloster nicht schon längst verschwunden?

Sie sind es nicht! kein Winter wird sie morden;
Ob äußres Leben auch im Frost zerstücke,
Im Innern die Dase schützt die Liebe,
Die warme Quelle in des Alters Norden.

Das Kloster ist das Bündniß guter Herzen,
Dieß mag getrost die strenge Zeit erwarten,
Unkrank von einem immergrünen Garten,
Wo Blumen blühen und Frühlingslieder scherzen.

An den Tod.

Wenn's mir einst im Herzen modert,
Wenn der Dichtkunst kühne Flammen,
Und der Liebe Brand verlodert,
Tod, dann brich den Leib zusammen!

/ Brich ihn schnell, nicht langsam wühle,
Deinen Sänger laß entschweben,
Düngen nicht das Feld dem Leben
Mit der Asche der Gefühle.

Herbstlied.

Ja, ja, ihr lauten Raben,
Hoch in der kühlen Luft,
's geht wieder ans Begraben,
Ihr flattert um die Gruft!

Die Wälder sind gestorben,
Hier, dort ein leeres Nest;
Die Wiesen sind verdorben;
O kurzes Freudenfest!

Ich wandre hin und stiere
In diese trübe Ruh,
Ich bin allein und friere,
Und hör' euch Raben zu.

Auch mir ist Herbst, und leiser
Trag' ich den Berg hinab
Mein Bündel dürre Reiser,
Die mir das Leben gab.

Einst sah ich Blüthen prangen
An meinem Reiserbund,
Und schöne Lieder klangen
Im Laub, das fiel zu Grund.

Die Bürde muß ich tragen
Zum letzten Augenblick!
Den Freuden nachzulagen,
Ist herbstliches Geschick.

Soll mit dem Nest ich geizen,
Und mit dem Reifig froh
Mir meinen Winter heizen?
Ihr Raben, meint ihr so?

Erinnerungen schärfen
Mir nur des Winters Weh;
Ich möchte lieber werfen
Mein Bündel in den Schnee.

Vorwurf.

Du klagst, daß bange Wehmuth dich beschleicht,
Weil sich der Wald entlaubt,
Und über deinem Haupt
Dahin der Wanderzug der Vögel streicht.

O klage nicht, bist selber wandelhaft;
Denkst du der Liebesglut?
Wie nun so traurig ruht
In deiner Brust die müde Leidenschaft!

Der Jäger.

Es zwittert schon im Thale
Grau zwischen Tag und Nacht,
Doch sucht mein Dachs noch immer,
Umspürend, flink und sacht.

Der Hund will mir was liefern
Noch heute vor's Gewehr,
Der kleine Todeskuppler
Sucht überall umher.

Umsonst! ist nichts zu finden,
Mein Waldmann, als Verdruß;
Wir bringen nichts nach Hause,
Als noch im Rohr den Schuß.

Will nicht die Flint' ausschießen
Mißmuthig in die Luft,
Weil ich nicht mag verscheuchen
Das Wild in ferner Schlucht.

Auf morgen will ich sparen
Den Schuß, mein guter Hund,
Bis wir herausgekommen
Vielleicht zur bessern Stund!

Das ist ein schlechter Jäger,
Der sich das Wild verstört,
Der ohne Ziel und Beute
Sich gerne knallen hört.

Und schieß' ich morgen nimmer,
Weil krank ich, oder todt,
So wird ein Andrer schießen,
Dem's Weidmannsheil sich bot.

Lied eines Schmiedes. *(Fornip)*

Fein Kößlein, ich
Beschlage dich,
Sei frisch und fromm,
Und wieder komm!

Trag deinen Herrn
Stets treu dem Stern,
Der seiner Bahn
Hell glänzt voran!

Bergab, bergauf,
Mach flinken Lauf,
Leicht wie die Luft
Durch Strom und Klust!

Trag auf dem Ritt
Mit jedem Tritt
Den Reiter du
Dem Himmel zu!

Nun, Kößlein, ich
Beschlagen dich,
Seh frisch und fromm,
Und wieder komm!

Ohne Wunsch.

Ja, mich rührt dein Angesicht,
Und dein Herz, das liebevolle,
Aber Mädchen, glaube nicht,
Daß ich dich besitzen wolle.

Kamst mir durch die Seele wie
Ein süßholdes Lied gedrungen,
Aber wie die Melodie,
Mußt du wieder sehn verklungen.

Meine Freuden starben mir
In der Brust, bestürmt, gespalten,
An den Bahren könnten wir
Nur mit Grauen Hochzeit halten.

Ein zu trüber Lebensgang
Führte mich an steile Ränder,
Kind, mir würde um dich bang,
Flieh, es frachen die Geländer!

Mein Türkenkopf.

Mein Pfeifchen traut, mir ist dein Rauch,
 Voll duftender Markose,
 Noch lieber als der süße Hauch
 Der aufgeblühten Rose.

Und hält die Rose Streit mit dir,
 Von beiden schöner welche?
 Bist du die schönre Rose mir
 Mit deinem Glutentelche.

Denn wie die Rose duftend blüht
 Im Grün der Frühlingsbäume,
 Also mein Pfeifchen duftend glüht,
 Zum Frühling meiner Träume.

Weckt mir der Rose Freudenstrahl
 Ein schmerzlich Angedenken,
 Hilfst du zu kurzer Rast einmal
 Was ich verlor — versenken.

Und wenn dein blauer Wolkenzug
Die Stirne mir umspinnen,
Umfreist mich gern der rasche Flug
Von dichterischen Wonnen.

Wenn dann die Qual versank in Ruh,
So dünket mich, mir wehte
Ein heilend Lüftchen Nebel zu
Vom stillen Thal des Lethe.

Drum, Pfeifchen traut, ist mir dein Rauch,
Voll dufsender Markose,
Noch lieber als der süße Hauch
Der aufgeblühten Rose.

Der Hagestolz.

Ich hab' kein Weib, ich hab' kein Kind,
In meiner öden Stube,
Hier tönt's nicht: „guten Morgen!“ lind,
Hier tobt kein muntre'r Bube.

Und auch kein treuer Hund mir naht,
Mit schmeichelndem Gewedel,
Der Rauch nur ist mein Kamerad,
Und dort der Todtenschädel.

In Kinglein blau der Rauch verweht;
Des Hirnes leerer Tiegel
Dort auf dem Schrank am Spiegel steht,
Ein fortgesetzter Spiegel.

Ich habe weislich mir gepflanzt
Den Freund auf die Commode,
Vor allzuheiße'm Wunsch verschantz
Hab' ich mich mit dem Tode.

Den Rauch betrachtend, Rad an Rad,
Und dort den bleichen Knochen,
Hat noch ein dritter Kamerad
Wildkalt in mir gesprochen:

Was ist es auch, was thut es auch,
Daß Weib und Kind mir fehle,
Bald wird ja doch, wie dieser Rauch,
Verblasen deine Seele!

Die Schädelpfeif' hat auch geraucht,
Als drin das Leben brannte,
Als noch der Raucher drein gehaucht,
Der große Unbekannte.

Einst Wolken blies der alte Pan
Aus diesen schlechten Scherben;
Nun hat er's Pfeiflein abgethan,
Die Menschen heißen's Sterben.

Der Schädel dort, so häßlich ist,
So fahl und hohl zur Stunde,
War einst, wer weiß, wie schön geschnitz,
Als Pan ihn hielt am Munde.

Das Bild am Kopf ist abgewischt;
War's dumm, war's ein gescheides,
Es wird nicht wieder aufgefrischt,
's ist einerlei nun beides.

Und ob es Glück, ob Unglück hieß,
Ob Kummer oder Segen,
Was Pan hier in die Lüste blies,
Ist wenig dran gelegen.

Vom Rauche, den der Wind vertrieb,
Vom Feuer, windverschlungen,
Nichts als ein Bild erhalten blieb
In Pans Erinnerungen. —

Das Lebensglück ist nicht geglückt,
Die Menschen mir's zertraten,
Nun will ich, in mich selbst gedrückt,
Auch einen Hund entrathen.

Wenn sie mich unbeweint zuletzt
Weib-, kinderlos verscharren,
Ich zünde meinen Knaster jetzt,
Dem Rauche nachzustarren.

Der Schmerz.

Sie ließ sich überraschen
Von diesem Trauerwort,
Und ihre Thränen waschen
Die rothe Schminke fort.

Das Leben täuscht uns lange,
Du zeigst der Schminke baar
Des Lebens welke Wange;
O Schmerz, wie bist du wahr!

An den Frühling 1838.

Lieber Frühling, sage mir,
Denn du bist Prophet,
Ob man auf dem Wege hier
Einst zum Heile geht?

Mitten durch den grünen Hain,
Ungestümer Gast,
Frißt die Eisenbahn herein,
Dir ein schlimmer Gast.

Bäume fallen links und rechts,
Wo sie vorwärts bricht,
Deines blühenden Geschlechts
Schont die rauhe nicht.

Auch die Eiche wird gefällt,
Die den frommen Schild
Ihrem Feind entgegenhält,
Das Marienbild.

Küsse deinen letzten Kuß,
Frühling süß und warm!
Sich und Maria muß
Fort aus deinem Arm!

Pfeilgeschwind und schnurgerad,
Nimmt der Wagen bald
Blüth und Andacht unter's Rad,
Sausend durch den Wald.

Lieber Lenz, ich frage dich,
Holt, wie er vertraut,
Hier der Mensch die Freiheit sich,
Die ersehnte Braut?

Lohnt ein schöner Freudenfranz
Deine Opfer einst,
Wenn du mit dem Sonnenglanz
Ueber Freie scheinst?

Oder ist dieß Wort ein Wahn,
Und erjagen wir
Nur auf unsrer Sturmesbahn
Gold und Sinnengier?

Zieht der alte Fesselschmied
Jetzt von Land zu Land,
Hämmernd, schweißend Glied an Glied
Unser Eisenband?

Braust dem Zug dein Segen zu,
Wenn's vorüberschnaubt?
Oder, Frühling, schüttelst du
Traurig einst dein Haupt?

Doch du lächelst freudenvoll
Auf das Werk des Beils,
Daß ich lieber glauben soll
An die Bahn des Heils.

Amselruf und Hinkenschlag
Zubeln drein so laut,
Daß ich lieber hoffen mag
Die ersehnte Brant.

Das Lied vom armen Finken.

Der Finkler ist ein Schlauer;
Wann dürr die Blätter sinken,
Dann sperrt er in den Bauer
Den eingefangnen Finken.

Er macht den Finken firre,
Daß er zu finden lerne
Das Wasser im Geschirre,
Und seines Futters Kerne.

Und weiß das arme Finklein,
In seinen Sprossenwänden
Bescheid in jedem Winklein,
Dann geht es an ein Blenden.

Der Vögelpotentate
Brennt nun dem armen Tropfe
Mit glutgehittem Drahte
Die Auglein aus dem Kopfe.

Und fragst du nach dem Witze
Von solchem schnöden Werke?
Ei, daß im Kerker sitze
Der Fink den Lenz nicht merke.

Der Vogler kann nicht brauchen
Des Finken Schlag im Märzen,
Daß Lust und Lied ihm tauchen
Aus lenzgewecktem Herzen.

Da sitzt er nun gefangen
Im traurigen Verstecke,
Gar fleißig überhangen,
Daß ihn kein Lüftlein wecke.

Und sollte seine Seele,
Die doch den Frühling spüret,
Sich wagen auf die Kehle,
Wenn sich der Sänger rühret:

Vertreibt ihm bald sein Dränger
Die frohen Lenzgedanken,
Er spritzt dem kecken Sänger
Kalt Wasser in die Flanken.

Und läßt sich nicht bezwingen
Der Fink mit kalten Bädern,
Will selbst der Masse singen,
So rupft man ein paar Federn.

Er soll sein lautes Schlagen
Und seinen Frühlingsglauben
Bis in den Herbst vertagen,
Wo sich die Hain' entlauben.

Dann wird er singen dürfen,
Und seine Flügel dehnen,
Die Waldeslüfte schlürfen,
Und sich im Frühling wähen.

Dann auf dem Vogelheerde
Beginnt der Narr zu preisen
Die freudenwelke Erde
In frohen Frühlingsweisen.

Dann hören sein Frohlocken
Und seine Frühlingslüge,
Verwirrt und süß erschrocken,
Der Vögel Wanderzüge,

Und voller Lenzverlangen,
Dem Finkler zum Ergetzen,
Fallen sie ein und fangen
Sich auch in seinen Regnen. —

Nun ist es Lenz, nun sitzt
Der Fink in seiner Steige,
Der Vogler rupft und spritzet,
Daß er den Lenz verschweige.

Ich aber vorempfinde,
Was droht aus Ost und Norden,
Das Heer der kalten Winde,
Die unsre Wälder morden.

In den zerstörten Hagen
Hör' ich am Vogelherde
Auch schon den Finken schlagen:
„Wie schön ist Gottes Erde!“

Doch wird's dann wieder heller
Nach trüben Winternissen,
Wenn einst dem Vogelsteller
Sein altes Garn zerrissen.

Hypochonders Mondlied.

Singt ihr in eurem Freudenliede:
Der heitre Mond am Himmel lacht,
Und ihm entstrahlt ein süßer Friede —
So habt ihr nie den Mond bedacht.

Seht ihr ihn dort herüberschweben,
Bleich, ohne Wasser, ohne Luft.
Er zieht mit ausgestorbnem Leben,
Ein Todtengräber sammt der Gruft.

Dort dringt der Mond mit seinem Schimmer
Still dem Nachtwandler ins Gemach
Und winkt und lockt aus Bett und Zimmer,
Der Schläfer folgt ihm auf das Dach,

Und huscht, geschlossner Augenlieder,
Hin, her, des Daches steilsten Bug,
Als hielte geistiges Gefieder
Enthoben ihn dem Erdenzug.

Der Mond zieht traurig durch die Sphären,
 Denn all die Seinen ruhn im Grab;
 Drum wischt er sich die hellen Zähnen
 Bei Nacht an unsern Blumen ab.

Darum durchschleicht er Fenster, Thüren,
 Auf Diebessohlen leis und lind,
 Der Erde heimlich zu entführen
 Im Schläfe dieß und jenes Kind.

Den Schläfern um den Leib zu schlingen
 Sucht er sein feines Silbernetz,
 Und sie zu sich hinaufzuschwingen;
 Doch seine Fäden reißen stets.

Und ewig wird es ihm mißglücken,
 Zu stehlen sich ein Spielgesind,
 In seine Wüste zu entführen
 Ein lebenswarmes Erdenkind.

Der Mond wohl auch die Schlummerlosen
 Der Erde zu entlocken sucht;
 Er will mit schwärmerischem Rosen
 Bereden sie zu früher Flucht.

Oft wenn ich ging durch Wald und Wiesen,
 Log mir der Mondenschein so lang,
 Ich sey auf Erden nur verwiesen,
 Bis ich hinweg mich sehnte bang.

Weil er uns nicht vermag zu stehlen,
 Nicht wachend, nicht in Schlafesruh,
 Schickt er mit Blicken, stieren, scheelen,
 Der Erde Todeswünsche zu.

Als Knabe schon konnt' ich nicht schauen
 Zum stillen blassen Mond empor,
 Daß nicht ein wunderliches Grauen
 Mir heimlich das Gebein durchfror.

Nirgends, auf Wald und Feld und Straßen,
 Frohlockt so hell des Mondes Licht,
 Wie auf dem Kirchhof, wo verlassen
 Ein armes Herz vor Leide bricht.

Ja, Gräber sind für ihn die Stelle,
 Und an Ruinen Dornesträuch;
 Doch vor des Mondes schlimmer Helle
 Bewahrt das Brautbett, rath' ich euch.

Laßt ihr den Mond ins Brautbett scheinen,
Ist euer künftig Kind bedroht,
Denn viele Stunden wird es weinen,
Und wünschen wird es sich den Tod.

Wenn Schiffer Nachts das Meer befahren,
Umhüllen sie das Haupt genau,
Denn spielt der Mond mit ihren Haaren,
So färbt er sie frühzeitig grau.

Und bei Banditen geht die Kunde:
Ein Dolch, gewetzt im Mondenschein,
Sticht eine ewig stumme Wunde,
Trifft mittendurch ins Herz hinein.

Und jene grausen alten Weiber:
Die man nicht gern genauer nennt,
Weil ihnen sonst die dürrn Leiber
Das tolle Volk zu Asche brennt;

(— Wenn auch von Aerzten, Philosophen
Ein volkverwirrendes Komplott
Sie Hexen nennt und Teufelszosen
Der aufgeklärten Zeit zum Spott —)

Sie ziehn auf mond bestrahlten Haiden
 Und pflücken murmelnd Gras und Kraut,
 Woraus zu manchen Zauberleiden
 Manch böses Tränklein wird gebraut.

Bergjäger, der kein Raubschütz, meidet
 Den Mond; ein Wild, im Mondenstrahl
 Geschossen oder ausgeweidet,
 Verwest so frühe noch einmal.

Und eine Tann' im Wald geschlagen,
 Wenn hell der Mond am Himmel blinkt,
 Als Mastbaum in das Meer getragen,
 Zerbricht der Sturm — das Schiff versinkt.

Tief in den höchsten Steyrerfelsen
 Kenn' ich ein Dörflein, wo man meint:
 Der Mond wird schuld an dicken Hälsen,
 Wenn er in einen Brunnen scheint.

Dort meint man auch, wenn Mondsgesunkel
 Die Spinnerin am Rad umspinnt
 Und wiederglänzt von ihrer Kunkel,
 Daß sie ein Leichenhemd gewinnt. — —

Weil mich der Mond, ins Zimmer glözend,
Nicht schlafen ließ in dieser Nacht,
Hab' ich Poet, hinwieder trogend,
Dieß Lied zum Schimpf auf ihn gemacht.

Noch wüßt' ich viel von ihm zu melden,
Doch seh' ich dort im Untergang
Hinunterducken meinen Helden,
Bevor ich noch das Schlimmste sang.

Der offene Schrank.

Mein liebes Mütterlein war verreist,
Und kehrte nicht heim, und lag in der Grube;
Da war ich allein und recht verwaist,
Und traurig trat ich in ihre Stube.

Ihr Schrank stand offen, ich fand ihn noch heut;
Wie sie abreisend ihn eilig gelassen,
Wie Alles man durcheinander streut,
Wenn vor der Thür die Pferde schon passen.

Ein aufgeschlagenes Gebetbuch lag
Bei mancher Rechnung, von ihr geschrieben;
Von ihrem Frühstück am Scheidetag
War noch ein Stücklein Kuchen geblieben.

Ich las das aufgeschlagne Gebet,
Es war: wie eine Mutter um Segen
Für ihre Kinder zum Himmel fleht;
Mir pochte das Herz in bangen Schlägen.

Ich las ihre Schrift, und ich verbiß
Nicht länger meine gerechten Schmerzen,
Ich las die Zahlen, und ich zerriß
Die Freudenrechnung in meinem Herzen.

Zusammen suchst' ich den Speisereft,
Das kleinste Krümlein, den letzten Splitter,
Und hatt' es mir auch den Hals gepreßt,
Ich aß vom Kuchen und weinte bitter.

Prolog. *

Der Winter stand ein eiserner Tyrann,
 Wie lösend seine Faust, die festgeballte,
 Die eisig sich um Berg' und Thäler krallte,
 Ihr Leben lag erstarrt in seinem Bann.
 Als frostbedeckt die Berg' und Thäle ruhten,
 Gesellig drängte doch das Menschenleben
 In Lust und Spiel zusammen seine Gluten,
 Ließ Freudenfeste über'm Tode schweben.
 Zum Tanz berauschend sangen helle Geigen,
 Die schöne Jugend drehte sich im Reigen,
 Nicht denkend an ein Scheiden und Vergehen,
 Sorglos, wie sich die Stern' am Himmel drehen.
 Und über's blanke Feld des Eises glitten
 Mit Geißelfnall und Schellenklang die Schlitten.
 So war es jüngst noch im Magyarenlande,
 Am gegenüberhäuften Donaustrande.
 Wer hätte wohl in so beglückten Stunden
 Den Donnerschlag des Unglücks vorempfunden?

* Gesprochen in einem Concerte zu Unterstützung der in Ungarn durch Ueberschwemmung Verunglückten.

Wer hörte damals in den Schlittenschellen
Prophetisch grause Todtenglöcklein gellen?
Kein Tänzer ahnte dort beim Taumelfeste
Im Wassersturme tanzende Paläste.

Die Jubeltage waren bald verslogen,
Die Freude senkte die erregten Wogen,
Die Zeit des holden Frühlings war gekommen,
Die alle Herzen spüren süß bekommen,
Die Zeit, wo aus dem Eis die Knospen springen
Und hell vom Liebesfest die Wälder klingen.

O Frühling, alle Herzen harreten dein,
Auf deine Lieder, deinen Sonnenschein;
Wie schrecklich aber täuschtest du ihr Hoffen,
Mit welchen Liedern hast du sie getroffen!

Sturmläuten, Jammerruf und Hülfeschreien,
Und Flutendonner, schlagend an die Wände,
Sind dießmal, Frühling, deine Melodeien;
Und deine Blumen sind gerungne Hände,
Und rings verzweiflungsblasse Angesichter;
Dießmal bist du gekommen als Vernichter!

Danubius, der starke Riese, hat
Schon längst gebuhlt um diese schöne Stadt;
Der Riese hat an hellen Sommertagen
Auf seiner breiten Brust ihr Bild getragen,

Er trug ihr Bild gefaßt im Strahlenflimmer,
Wie hat es doch so bang gezittert immer!
Zu Winter hielt er einen festen Schlaf,
Bis weckend ihn der Hauch des Frühlings traf.
Urpötzlich ward vom Schlaf Danubius munter,
Er springt nach seiner Braut mit offenen Armen,
Sie jammert auf, er faßt sie ohn' Erbarmen
Und reißt sie jauchzend in sein Bett hinunter.
Er brachte ihr, als reiche Morgengabe,
Die wüsten Trümmer mit von manchem Grabe;
Waldstämme, Dächer und zerrissne Mühlen
Rieß er heran zu ihren Füßen spülen,
Und Leichen rollt er, frische, längstversenkte,
Die nun die Flut aus ihren Grüften drängte.
Die Welle, die vordem so mild und zahm
Als treue Magd ins Haus des Menschen kam,
Die noch im Herbst als Müllerin geschaltet,
Hat jetzt sich zur Hyäne umgestaltet,
Sie wühlt hervor, was alte Gräber bergen,
Und treibt heran die Wiegen mit den Särgen.
Durch alle Schranken stürzen sich die Fluten,
Sie steigen immer höher an die Wände,
Und unaufhaltsam sieht der Mensch sein Ende,
Wie seine Jahre schrumpfen zu Minuten.

Dort auf die Dächer klettern die Bedrohten:
 So sammeln sich die Schwalben auf den Dächern;
 Enteilend ihren gastlichen Gemächern,
 Wenn über's Meer der Sünden sie entboten.
 Es werden diese angstgetriebnen Seelen,
 Den Schwalben gleich, des Weges nicht verfehlen,
 Sie flüchten in die Heimath über's Meer,
 Von wannen aber keine Wiederkehr.
 Ein Schrei, ein Krach — und alles ist verschwunden —
 Nun todesstill — nie wird die Spur gefunden;
 Im Element verschwunden ohne Spur
 Ist hier der Menschen Werk und all ihr Glück,
 Als träumte wieder einmal die Natur
 In ihre wilde Jugend sich zurück.
 Fort ist die Stadt, die blühend sich geregt,
 Als hätte dürres Laub der Sturm verlegt;
 Die alten Steppen werden aufgefrischt,
 Wo eines edlen Volkes Freude stand,
 Als eine leere Tafel blieb das Land,
 Des Volkes Rechnung ist hinweggewischt.
 Und weinend wandeln auf der wüsten Haide,
 Dem stillen Grab von so viel Glück und Leide,
 Das Elend und der Kummer, eng verschlungen,
 Und spät verblutende Erinnerungen.

Hier lernt das Herz erträumten Schmerz vergessen,
Hat ihm ein Hand des Schicksals weh gethan;
Wir lernen unsern kummervollen Bahn
An dem furchtbar gediegenen Unglück messen.
O haltet euer Herz an die gekettet,
Die aus dem Sturm als Bettler sich gerettet!
O gebt mit sanftem Wort und weichen Händen
Dem Kummer Trost, dem Elend eure Spenden!
Das ist ein böser Frühling für die Armen,
Und unersetzlich ist, was er genommen;
Doch eure Liebe wird dem Unglück frommen,
Denn Balsam jeder Wunde ist Erbarmen.
Die milden Gaben, eure Liebesboten,
Sie heilen nicht die unheilbaren Schäden,
Und nicht erwecken können sie die Todten;
Doch können sie den großen Schmerz bereden,
Daß er sich allgemach zur Wehmuth mildre,
Und daß er zur Verzweiflung nicht verwildre.
Die Armen schauen mit verweinten Blicken,
Gerührt, auf ihrem Schutt des Mitleids Blüthe;
Der Herzenshauch von euch wird sie erquickten;
Der schönste Frühling ist die Herzensgüte!

An eine Freundin.

Dichterherzen können segnen
 Wen sie lieben; fremd und rauh
 Meinem Herzen zu begegnen
 Hüte dich, du schöne Frau.

Eine Sage läßt dich grüßen,
 So ich im Gebirg vernahm,
 Als ich einst vor Wettergüssen
 Flüchtend in ein Hüttlein kam:

In den tiefsten Einsamkeiten,
 Zwischen Felsen, ruht ein See;
 Dem entstieg ein Geist vor Zeiten,
 Kam den Menschen in die Näh'.

Kam ins Dorf, erschien beim Feste,
 Brachte Segen in das Haus,
 Und es blickten Wirth und Gäste
 Oft gar sehnlich nach ihm aus.

Plötzlich stand er unter ihnen,
Trug ein dunkles Mönchsgewand,
Und der Mann mit ernstern Mienen
Freud' an ihrer Freude fand.

Gerne weilt' er eine Stunde,
Nichte und verlor sich sacht
In den See zum stillen Grunde
Taucht' er heim um Mitternacht.

Glücklich ward die Braut gepriesen,
Wenn er kam und ihr zum Tanz
Brachte von verborgnen Wiesen
Fremder Blumen einen Kranz.

Wohlgeruch durchquoll das Zimmer,
Schöner blühte dann die Braut,
Ward im gleichen Jugendschimmer
Viele Jahre noch geschaut.

Mutter ward sie guter Kinder,
Haus und Feld gedieh, bis spät
Sie der Tod, ein leiser, linder,
Ueberraschte beim Gebet.

Einst mit rauher Ungebühr
Sprach ihm Eines was zu leid;
Traurig schwieg er, und zur Thüre
Schwand der Saum von seinem Kleid,

Und sie sahn vom Ufer nieder
Riefen, klagten je und je;
Doch es kam der Geist nie wieder,
Blieb in seinem tiefen See.

Thränenpflege.

Ach, Freundin, ich habe dich gestört
In deinem verborgnen Weinen;
Nun hast du zu weinen aufgehört,
Und ruhig willst du scheinen.

Wenn deine Züge verhüllend auch
Vor deinen Schmerz sich reihen,
Und ihn nicht nennt der Lippen Hauch,
Ich hör' ihn im Herzen schreien.

Pfleg' deinen Schmerz mit Thränen lind,
Als eine weinende Aja,
Einschläf're ihn, als wie ihr Kind
Die Mutter im Himalaya.

Sie legt das Kind im Schattengestein
Dem Tropfbach unter, vertrauend;
Die leisen Tropfen schläfern es ein,
Ihm auf die Wangen thauend.

An den Frühling.

Noch immer, Frühling, bist du nicht
Gefommen in mein Thal,
Wo ich dein liebes Angesicht
Begrüßt das letztemal.

Noch stehn die Bäume dürr und baar
Um deinen Weg herum
Und strecken, eine Bettlerschaar,
Nach dir die Arme stumm.

Frühblumen wähten dich schon hier,
Frost bringt sie um ihr Glück,
Sie sehnten sich heraus nach dir,
Und können nicht zurück.

Die Schwalbe fliegt bestürzt umher
Und ruft nach dir voll Gram,
Bereut schon, daß sie über's Meer
Zu früh herüberkam.

An ein schönes Mädchen.

Wie die Ros' in deinem Haare,
Mädchen, bist du bald verblüht;
Schönes Mädchen, o bewahre
Vor dem Welken dein Gemüth!

Mädchen, wenn dein Herbst gekommen
Und das ganze Paradies
Deiner Blüthe dir genommen,
Und dich aus dir selbst verwies:

Wenn du in des Wellens Tagen
Nicht den frohen Muth mehr hast
Rosen in dem Haar zu tragen,
Weil den Wangen sie verblaßt;

O dann zaubert dein Gemüthe,
Wenn du's vor dem Frost bewacht,
Auf dein Antlitz eine Blüthe,
Leuchtend durch die Todesnacht.

Der schwarze See.

Die Tannenberge rings den tiefen See umklammern,
Und schütten in den See die Schatten schwarz zusammen.

Der Himmel ist bedeckt mit dunklen Wetterlasten,
Doch ruhig starrt das Noth, und alle Lüfte rasten.

Sehr ernst ist hier die Welt und stumm in sich versunken,
Als wär' ihr letzter Laut im finstern See ertrunken.

Als wie ein Scheidegruß erscheint mir diese Stille,
Ein stummes Lebewohl, ein düst'rer letzter Wille.

Sehr ernst ist hier die Welt und mahnt, das Erdenweh,
Des Herzens letzten Wunsch zu werfen in den See.

O Hoffnungen, hinab! zerrissne Traumgeflechte!
O Liebe, süßer Schmerz, der schlummerlosen Nächte!

Ihr habt mein Herz getäuscht; nicht heilen wird die Wunde,
Doch hab' ich noch die Kraft, zu stoßen euch zum Grunde. —

Der Wind wacht auf, ich seh' ihn durch's Gewässer streichen;
Will denn sein Hauch das Herz mir noch einmal erweichen?

Das Schilf am Ufer bebt und flüstert mir so bange,
Im Winde bebt der Wind am steilen Uferhange,

Ich höre kommen dich, Natur! dein Mantel rauscht,
Wie der Geliebten Kleid, wenn ich nach ihr gelauscht;

Willst du denn noch einmal an meinen Hals dich hängen?
Ins Elend locken mich mit schmeichelnden Gefängen?

Es schwillt der Wind zum Sturm, es zucken Blitze wild,
Den schwarzen See durchglüht ihr schnell verzitternd Bild;

Sie leuchten durch den See, wie aus beglückten Tagen
Durch mein verfinstert Herz Erinnerungen jagen.

Sie rufen mir: o Thor! was hat dein Wahn beschlossen!
Die Hoffnung kannst und sollst du in das Grab hier stoßen;

Doch willst in diesem See die Liebe du ertränken,
So mußt du selber dich in seine Fluten senken!

Das Roß und der Reiter.

Die frische Quelle rinnt herab am Steingesenke,
Der Reiter führt sein Roß zur lang ersehnten Tränke.

Aus Bergesadern kühl die klaren Gluten fließen,
In heiße Adern sich des Pferdes zu ergießen.

Der Reiter schaut sein Roß mit innigem Vergnügen,
Wie es die Flut einzieht in lustgedehnten Zügen;

Und wie die Wellen ihm die Mähne wiegend spülen,
Und wie sie eingeschlürft das heiße Blut ihm kühlen.

Der Rappe möchte gern im durstenden Verlangen
Jeglichen Wasserguß, der ihm enteilt, empfangen;

Doch wie er unten trinkt, hört oben schon sein Lauschen
Den reichen Ueberfluß verheißend niederrauschen.

Der Reiter hat sich auch am Quelle kühl getrunken,
Steht nun im großen Blick des Hochgebirgs versunken.

Er starrt auf Alpen hin, ihr seliges Umnachten,
Das leise Zauberspiel des Lichtes zu betrachten:

Wie mit den fernen Höhn die Strahlen dort verkehren,
Und sich in stiller Glut im letzten Ruß verzehren.

Und auf den Wanderer sinkt, den düstern, sehnsuchtskranken,
Der frische Seelenthau der himmlischen Gedanken.

Es strömt auf ihn herab die ew'ge Liebesquelle,
Es kann sein dürstend Herz nicht fassen jede Welle;

Doch kann sein Herz auch nicht den ganzen Strom behausen,
So hört er oben schon die ew'ge Fülle brausen.

Die Blumenmalerin.

Brach ein Leben bei den heitern Griechen,
Bog der Freund sich auf den Todesstiechen,
Aufzuküssen seinen letzten Hauch.
Blumen, nicht im einsam wilden Grase,
Blumen, euch in der krystallinen Vase
Fiel ein schönes Loos im Sterben auch!

Eure holden Neuglein blißen trüber,
In den bleichen Todesschlaf hinüber
Neigt ihr schon die Häupter traurig matt;
Während eure Blumen sich entfärben,
Während eure schönen Blüthen sterben,
Blüht ihr auf an diesem weißen Blatt.

Blumen, eure letzten Blicke flehen:
„Schöne Freundin! laß uns nicht vergehen!
Tröste unser flüchtiges Geschick!
Deinen zauberischen Pinsel rauche
Eilig noch in unsre Sterbehaut,
Küss' die Seele auf in deinen Blick!“

Und sie blickt und malt und blicket nieder,
Blum' an Blume neigt getrost sich nieder,
Wenn ihr Bild der Freundin schön gelang.
Und es wagt die lieblichste der Frauen
Nicht, vom schönen Werke abzuschauen,
Vom besiegten Blumenuntergang.

Husarenlieder.

I.

Der Husar,
Trara!
Was ist die Gefahr?
Sein herzlichster Schatz;
Sie winkt, mit einem Satz
Ist er da, trara!

Der Husar,
Trara!
Was ist die Gefahr?
Sein Wein; flink! flink!
Säbel blink! Säbel trink!
Trink Blut! trara!

Der Huſar,
Trara!
Was iſt die Gefahr?
Sein herzlichſter Klang,
Sein Leibgeſang,
Schlafgeſang, trara!

II.

Der leidige Frieden
Hat lang gewährt,
Wir waren geſchieden,
Mein gutes Schwert!

Derweil ich gekoſtet
Im Keller den Wein,
Hingſt du verroſtet,
An der Wand allein.

Von Sorte zu Sorte
Probirt' ich den Wein,
Indeſſen dorrt
Das Blut dir ein.

Ist endlich entglommen
Der heiße Streit,
Mein Schwert, und gekommen
Ist deine Zeit.

Ich gab deiner Klingen
Den blanken Schliff,
Ich lasse dich singen
Den Todespfiff.

Im Pulvernebel
Die Arbeit rauscht,
Wir haben, o Säbel,
Die Freuden getauscht.

Im brausenden Maste,
Mein durstiges Erz,
Betrinke dich, koste
Von Herz zu Herz.

Derweil du gekostet
Das rothe Blut,
Ist mir eingerostet
Der Hals vor Glut.

III.

Den grünen Zeigern,
 Den rothen Wangen,
 Den lustigen Geigern
 Bin ich nachgegangen
 Von Schenk' zu Schenk',
 So lang' ich denk'.

Am Tschako jetzt trag' ich
 Die grünen Aeste,
 Rothe Wangen, die schlag' ich
 Den Feinden auf's Beste,
 Kanonengebrumm
 Muscirt herum.

IV.

Da liegt der Feinde gestreckte Schaar,
 Sie liegt in ihrem blutrothen Blut;
 Wie haut er so scharf, wie haut er so gut,
 Der flinke Husar!

Da liegen sie, ha! so bleich und roth,
Es zittern und wanken noch husch! husch!
Ihre Seelen auf seinem Federbusch,
Da liegen sie todt.

Und weiter ruft der Trompetenruf,
Er wischt an die Mähne sein nasses Schwert,
Und weiter springt sein lustiges Pferd
Mit rothem Huf.

An den Ischler Himmel im Sommer 1838.

Ein Scherz.

Himmel! seit vierzehn Tagen unablässig
Bist du so gehässig und regennässig,
Bald ein Schütten in Strömen, bald Geträufel;
Himmel, o Himmel, es hole dich der Teufel!

Gurgelst wieder herab die schmutzigen Nieder,
Hängen vom Leibe dir die Fetzen nieder,
Taumelst gleich einem versoffnen zitternden Lumpen
Hin von Berge zu Berge mit vollem Humpen!

Warfst den Bergen die Kinder aus ihren Betten,
Alle Bäche heraus, und plump zertreten
Hast du die reisende Saat den armen Bauern;
Unband! wie lange noch soll dein Unfug dauern?

Wenn doch endlich tüchtige Winde brausten
Und dich rasch von dannen peitschten und zausten!
Aber du wirfst von Stunde zu Stunde noch frecher,
Kümmelst schon dich herein bis auf unsre Dächer.

Hast an harten Felsen den Kopf zer schlagen,
 Und noch bist du nicht hin! seit vierzehn Tagen!
 Blinder Unhold! es ist das Auge der Sonnen
 Und das Auge des Monds dir ausgeronnen.

Ungastfreundlicher Strolch! die schönsten Frauen
 Kamen zu baden, und das Gebirg zu schauen;
 Baden können sie genug, doch den Hals nie strecken
 Aus dem Thale, dem riesigen Badebecken.

Hätte Ischl nur dich und seine Soolen,
 Hätt' ich mit einem Fluche mich längst empfohlen,
 Doch nebst dir und deinem Wolfengewimmel
 Hat es zum Glück noch einen andern Himmel!

Der Kranich.

Stoppelfeld, die Wälder leer,
Und es irrt der Wind verlassen,
Weil kein Laub zu finden mehr,
Krauschend seinen Gruß zu fassen.

Kranich scheidet von der Flur,
Von der kühlen, lebensmüden,
Freudig ruft er's, daß die Spur
Er gefunden nach dem Süden.

Mitten durch den Herbstesfrost
Schickt der Lenz aus fernen Landen
Dem Zugvogel seinen Trost,
Heimlich mit ihm einverstanden.

O wie mag dem Vogel seyn,
Wenn ihm durch das Nebeldüster
Zuckt ins Herz der warme Schein,
Und das ferne Waldgeflüster!

Hoch im Fluge über's Meer
 Stärket ihn der Duft der Auen;
 O wie süß empfindet er
 Ahndung, Sehnsucht und Vertrauen!

Nebel auf die Stoppeln thaut;
 Dürre der Wald; — ich dulde es gerne,
 Seit gegeben seinen Laut
 Kranich, wandernd in die Ferne.

Hab' ich gleich, als ich so sacht
 Durch die Stoppeln hingeschritten,
 Aller Senfen auch gedacht,
 Die ins Leben mir geschnitten.

Hab' ich gleich am dürren Strauch
 Andres Weß bedauern müssen,
 Als das Laub, vom Windeshauch
 Aufgewirbelt mir zu Füßen.

Aber ohne Gram und Groll
 Blick' ich nach den Freudengrüften,
 Denn das Herz im Busen scholl,
 Wie der Vogel in den Lüften;

Ja, das Herz in meiner Brust
Ist dem Kranich gleich geartet,
Und ihm ist das Land bewußt,
Wo mein Frühling mich erwartet.

Das dürre Blatt.

Durch's Fenster kommt ein dürres Blatt,
Vom Wind hereingetrieben;
Dieß leichte, offne Brieflein hat
Der Tod an mich geschrieben.

Das dürre Blatt bewahr' ich mir,
Will's in die Blätter breiten,
Die ich empfangen einst von Ihr:
Es waren schöne Zeiten!

Da draußen steht der Baum so leer;
Wie er sein Blatt im Fluge,
Kennt sie vielleicht ihr Blatt nicht mehr,
Trotz ihrem Namenszuge.

Der todten Liebe Worte flehn,
Daß ich auch sie vernichte;
Wie festgehaltne Lügner stehn
Sie mir im Angesichte.

Doch will ich nicht dem holden Wahn
Den Wurf ins Feuer gönnen;
Die Worte sehn mich traurig an,
Daß sie nicht sterben können.

Ich halte fest, zu bitterer Lust,
Was all mein Glück gewesen,
In meinen schmerzlichen Verlust
Will ich zurück mich lesen.

Das dürre Blatt leg' ich dazu,
Des Todes milde Kunde,
Daß jedes Leiden findet Ruh,
Und Heilung jede Wunde.

Erinnerung.

Einst gingen wir auf einer Bergeswiese;
Tief athmend tranken wir die Blumenseelen,
Das Bächlein kam herab, uns zu erzählen
Den unvergeßnen Traum vom Paradiese.

Wir sahn das Abendroth die Gipfel färben,
Es war ein Spiel vom schönsten Alpenlichte,
Doch wandt' ich mich nach deinem Angesichte,
Das strahlte mir wie Liebe ohne Sterben.

Bald war den Bergen ihre Glut entschwunden,
Und wird vielleicht so schön nie wieder kommen;
Auch deinem Antlitz war der Strahl genommen,
Ich sah ihn nicht in allen spätern Stunden.

Hat mich vielleicht in deinen Zaubermienen,
Der Widerschein der Sonne nur geblendet?
Auch dann ein Strahl der Liebe, die nicht endet,
Doch besser wär's, mir hätt' er nicht geschienen.

Gutenberg.

„Schon weht es kühler auf Erden;
Es möchte Abend werden,
Es möchte werden Nacht,
Bevor durchdrungen die Schlacht,
Der Menschheit altes Gefecht
Um Freiheit, Licht und Recht.
Ich reiche beiden Heeren
Beschleunigend Waffen und Wehren,
Es soll ihr Letztes wagen
Die Hölle und werden erschlagen;
Daß noch ein Stündlein Frieden
Der Menschheit sey beschieden.“

So dachte der Genius, der die Menschheit führt,
Als er die Stirne Gutenbergs berührt.

An Agnes.

Wo kein Strahl des Lichtes blinket,
Wo kein Thau von Thränen sinket,
In die Stille nieder
Und hinaus in alle Weiten
Nächtlicher Vergessenheiten
Dringen deine Lieder.

Die entflohn und nicht mehr kamen,
Freuden mit verlornen Namen
Kannst du wiederbringen;
Lassend treten alle Schmerzen
Leiser auf in meinem Herzen,
Hören sie dich singen.

Im Vorfrühling.

Am Grabe G. Mischke's.

Ringsum sind die Berge noch verschneit,
Aber Blumen seh' ich hier, die frühen!
Blumen, schön, daß ihr gekommen seyd,
Hier auf seinem frühen Grab zu blühen.

Freudig stieg er manchen Berg hinan
Um des Frühlings Grüße zu empfangen;
Weil der Todte nicht mehr kommen kann,
Ist nun ihm der Frühling nachgegangen. —

Blumen! ob ihr nicht die Freuden seyd,
Die dem Todten hätten kommen sollen?
Die, gehüllt in euer liches Kleid,
Doch auf seinem Grabe blühen wollen?

Bei Uebersendung eines Straußes.

In den trüben, in den kalten
Tagen, die uns heimgesucht,
Hat der Herbst auf ihrer Flucht
Letzte Blumen aufgehalten,
Um sie dir zu schenken!
Diesem Herbst will ich gleichen:
Wenn auf meine lauten Wälder,
Blumigen Gedankenfelder
Mir die Todeslüfte streichen,
Daß sie schweigen und verblühen,
Will ich mit dem letzten Grün
Deiner noch gedenken.

Der einsame Trinker.

I.

„Ach, wer möchte einsam trinken,
Ohne Rede, Mundgesang,
Ohne an die Brust zu sinken
Einem Freund im Wonnedrang?“

Ich; — die Freunde sind zu selten;
Ohne Denken trinkt das Thier,
Und ich lad' aus andern Welten
Lieber meine Gäste mir.

Wenn im Wein Gedanken quellen,
Wühlt ihr mir den Schlamm empor,
Wie des Ganges heil'ge Wellen
Trübt ein Elephantenchor.

Dionys in Vaterarme
Mild den einzlen Mann empfing,
Der, gekränket von dem Schwarme
Nach Eleusis opfern ging.

II.

Ich trinke hier allein,
Von Freund und Feinden ferne,
In stiller Nacht den Wein,
Und meide selbst die Sterne:

Da fährt man gerne mit
In Blicken und Gedanken,
Und könnt' auf solchem Ritt
Das volle Glas verschwanke.

Der Kerzen heller Brand
Kommt besser mir zu statte,
Da kann ich an der Wand
Doch schauen meinen Schatten.

Mein Schatten! komm, stoß an,
Du wesenloser Becher!
Auf, schwinde, mein Kumpen,
Den vollen Schattenbecher!

Seh' ich den dürren Schein
 In deinem Glase schweben,
 Schmeckt besser mir der Wein
 Und mein lebendig Leben;

So schlürfte der Hellen
 Die Lust des Erdenpfades,
 Sah er vorübergehn
 Als Schatten sich im Hades.

III.

Schatten, du mein Sohn,
 Hast dich nicht verändert,
 Warst vor Jahren schon
 Eben so geändert.

Was auf Stirn und Wang'
 Zeit mir eingehauen:
 Jugenduntergang
 Läßest du nicht schauen.

Einen Berg ich sah
Spät im Herbst ragen,
Umriß war noch da
Wie zu Frühlings Tagen.

Nicht mit seinem Grat
Gibt der Berg zu wissen:
„Meine Wälder hat
Mir der Sturm zerrissen.“

„Meine Heerde schied
Mit den Glockenklängen,
Still das Alpenlied
Auf den Wiesenhängen.“

Hohen Angesichts
Blickt der Berg ins Ferne,
Nahm der Herbst doch nichts
Seinem Felsenferne.

Froh ins ferne Land
Will wie er ich blicken;
Und mein fester Stand
Trotze den Geschicken.

Süßes Traubenblut
Fließt auf meiner Schanze;
Hebe, theures Gut!
Seelenvolle Pflanze!

Soll für Recht und Licht
Andres Blut einst fließen,
Minder freudig nicht
Will ich meins vergießen.

IV.

Nedlich, Schatten, kannst du heben
Den Pokal, mich lassen leben:
Wenn sie meinen Leib bestatten,
Bist du mitvergangen, Schatten!

Manches Auge möchte weinen;
Schatten, doch ich wüßte Keinen
Auf dem weiten Erdenringe,
Der wie du mit mir verginge.

Weil dem Sünder ohne Reue
Soll gebrochen seyn die Treue,
Lassen tiefempfundne Mähren
Den Verbrecher dich entbehren.

Treuer Freund, sey mir gepriesen!
Hast mir Liebes oft erwiesen;
Will zu stolz das Herz mir glänzen,
Zeigst du still mir meine Gränzen.

Frühling.

Die warme Luft, der Sonnenstral
Erquickt mein Herz, erfüllt das Thal.
O Gott! wie deine Schritte tönen!
In tiefer Luft die Wälder stöhnen;
Die hochgeschwellten Bäche fallen
Durch Blumen hin mit trunknem Lallen;
Sein bräutlich Lied der Vogel singt,
Die Knosp' in Wonne still zerspringt;
Und drüber goldner Wolken Flug:
Die Liebe ist in vollem Zug.
An jeder Stelle möcht' ich liegen;
Mit jedem Vogel möcht' ich fliegen,
Ich möchte fort und möchte bleiben,
Es fesselt mich und will mich treiben.
O Lenz, du holder Widerspruch:
Ersehnte Ruh und Friedensbruch,
So heimathlich und ruhebringend,
So fremd, in alle Ferne dringend.

Das Frühlingsleuchten, treu und klar,
Erscheint dem Herzen wunderbar
Ein stehengebliebner Freudenblitz,
In Gottes Herz ein offner Ritz;
Und wieder im Vorübersprung
Ein Himmel auf der Wanderung;
Ein irrer Geist, der weilend flieht
Und bang das Herz von hinnen zieht.
Ich wandle irr, dem Himmel nach,
Der rauschend auf mich niederbrach;
O Frühlings! trunken bin ich dein!
O Frühlings! ewig bist du mein!

An die Alpen.

Alpen! Alpen! unvergeßlich seyd
 Meinem Herzen ihr in allen Tagen;
 Bergend vor der Welt ein herbes Leid,
 Hab' ich es zu euch hinaufgetragen.

Für das Unglück steht ein Gnadenbild
 Zwischen Felsen heimlich eingeschlossen,
 Eine Kluft ist's, einsam, tief und wild,
 Durch den Abgrund ist ein Quell gestoßen.

Wie die Brust Maria's schwertdurchbohrt
 Ist zu schau'n in christlicher Kapelle,
 So Natur, der heil'gen Mutter dort
 Schien das Herz durchschnitten von dem Quell.

Grauer Felsen ewig starrer Blick
 Hangt hinab zur tiefgerissnen Wunde,
 Und der Mensch mit seinem Mißgeschick
 Lauscht dem Strom, der immer klagt im Grunde.

Tausendstimmig braust ein dunkler Schmerz
 In des Stroms zerbrochenen Afforden,
 Und aufhorchend ist des Menschen Herz
 Seiner eignen Klage still geworden.

Wird des Unglücks heil'ger Sinn geahnt,
 Hat der Kummer seinen Groll verloren;
 Rauschend hat mich's an der Kluft gemahnt:
 Schmerz und Liebe hat die Welt geboren.

Schmerz und Liebe ist des Menschen Theil,
 Der dem Weltgeschick nicht feig entweichen;
 Zieht er aus dem Busen sich den Pfeil,
 Ist er für die Welt und Gott verblichen.

Heimweh jagt des Abgrunds wilden Schaum;
 Läßt Natur die Erd' in Freuden prangen,
 Schildert sie der Zukunft schönen Traum;
 All ihr Herz ist Sehnen und Verlangen.

Heimweh ist es, wenn die Liebe naht,
 Ist der Grund des nie gestillten Fragens,
 Heimweh jede große Menschenthät,
 Und die Wunder himmlischen Entfagens. —

Alpen, o wie stärkte mich die Raft,
 Lagernd auf dem weichen Grün der Wiesen,
 Kräuterdüfte fächelten den Gast,
 Eisgeharnischt ragten eure Riesen.

Verche sang ihr lustverwirrtes Lied,
 Schweigend strich der Adler durch's Gesteine,
 Und die Gipfel, als die Sonne schied,
 Schwelgten stumm im letzten Purpurscheine.

Eine Heerde irrt' am Wiesenhang,
 Rülhe weidend pflückten ihre Beute,
 Und die Glock' an ihrem Halse klang
 Für die Kräuter sanftes Sterbgeläute.

Raum vernehmbar kam der müde Schall
 Jener Klust herüber mit den Winden;
 Wo so hoher Frieden überall,
 Ließ die Ruh in Gott sich vorempfinden. —

Frischen Muth zu jedem Kampf und Leid
 Hab' ich thalwärts von der Höh' getragen,
 Alpen! Alpen! unvergeßlich seyd
 Meinem Herzen ihr in allen Tagen!

Die Poesie und ihre Störer.

Im tiefen Walde ging die Poesie
 Die Pfade heil'ger Abgeschiedenheit,
 Da bricht ein lauter Schwarm herein und schreit
 Der Selbstversunkenen zu: „Was suchst du hie?
 Laß doch die Blumen blühen, die Bäume rauschen,
 Und schwärme nicht unpraktisch weiche Klage,
 Denn mannhaftwehhaft sind nunmehr die Tage,
 Du wirst dem Wald kein wirksam Lied entlauschen.
 Komm, komm mit uns, verding uns deine Kräfte;
 Wir wollen reich dir jeden Schritt bezahlen
 Mit blankgemünztem Lobe in Journalen,
 Heb' dich zum weltbeglückenden Geschäfte! —
 Laß nicht dein Herz in Einsamkeit verdumpfen,
 Erwach' aus Träumen, werde social,
 Weih' dich dem Thatendrange zum Gemahl;
 Zur alten Jungfer wirst du sonst verschrumpfen!“
 Die Poesie dem Schwarm antwortend spricht:
 „Laß mich! verdächtig ist mir euer Streben;
 Befreien wollt ihr das gejochte Leben,
 Und gönnt sogar der Kunst die Freiheit nicht?

Euch sank zu tief in's Aug' die Nebelkappe,
Wenn euer Blick nicht straßenüber sieht,
Und wenn ihr heischt vom freigebornen Lied,
Daß es dienstbar nur eure Gleise tappe.
Ein Blumenantlitz hat noch nie gelogen,
Und sicherer blüht es mir ins Herz die Kunde,
Daß heilen wird der Menschheit tiefe Wunde,
Als euer wirres Antlitz, wuthverzogen
Prophetisch rauscht der Wald: die Welt wird frei!
Er rauscht es lauter mir als eure Blätter,
Mit all' dem seelenlosen Wortgeschmetter,
Mit all' der matten Eisenfresserei.
Wenn mir's beliebt, werd' ich hier Blumen pflücken;
Wenn mir's beliebt, werd' ich von Freiheit singen;
Doch nimmermehr laß' ich von euch mich dingen!"
Sie spricht's und kehrt dem rohen Schwarm den Rücken.

Der Rationalist und der Poet.

„Freund, du sitzt hier auf weichem Moose,
Ins Geruchzeug duftet dir die Rose,
Um dein Antlitz Frühlingswinde wallen,
Und da drüben lärmen Nachtigallen,
Darum singst du hier ein Lied versöhnend,
Weich und duftig, lind und zärtlich tönend.
Sähest du auf einem harten Stumpfe,
Räme dir der Duft von einem Sumpfe,
Spürtest du den Herbstwind frostig wehen,
Wärst du hier umkrächzt von rauhen Krähen:
Ha! ich wette, hart und widrig klänge,
Kühl und rau, was deine Muse fänge.
Wäre dort die Wolke losgebrochen,
Hättest du dich ohne Lied verkrochen.
Hundert Dinge stören dir 's Gehege,
Weisen deiner Phantasie die Wege,
Hundert Mitarbeitern bist du pflichtig;
All dein Dichtertreiben find' ich nichtig.“

Also spricht der Nationaliste,
Der den Dichter heimlich hat belauert,
Stolzer Hahn auf dem Verstandesmiste,
Daß dem Dichter vor dem Wichte schauert.
Dichter spricht: wenn Vögel, Blumen, Winde,
Und das ganze liebe Lenzgesinde
Meinem Liede helfen, wird's ihm frommen,
Und es wird der Welt zu Herzen kommen.
Hätt' ich rauhen Felsensitz erklettert,
Schwül bedrückt von einer Sumpfeswolke,
Rauh umfrächzt von einem Rabenvolke,
Oder auch von Hagelschlag umwettert:
Säng' ich! und in meinem Liede schalten
Ließ' ich gern auch die Naturgewalten.
Aber gleich entflüchten Lust und Schmerzen,
Dringt heran mir ein Gesicht wie deines,
Kalt genug, mir trotz des Maienscheines
Aus der Welt die Poesie zu merzen.

Passiver und aktiver Beifall.

Der scharfe Geist hat euch geschwind durchdrungen,
Und bald empfängt er eure Huldigungen;
Den tiefen aber sollt ich selbst durchdringen,
Drum wird ihm eure Liebe spät gelingen.

Form.

Ist die Form auch festgeschlossen,
Immer noch ist's kein Gedicht,
Wenn um den Gedanken nicht
Stetig sich das Wort gegossen.

Werfen noch die Worte Falten,
Kein lebend'ger Leib, nur Kleid,
Was sie wecken, Lust und Leid,
Wird im Hörer bald erkalten.

Hört den losen Kern er klappern,
Wie Thoneisenklapperstein,
Mag das Wort gemeistert seyn,
Ist es doch nur dürres Plappern.

Irrthum.

Was Ihr Bild nennt unverständlich,
Ist nur Gleichniß, kalt und hohl,
Wo der Geist nicht ein Symbol
Mit der Sprache zeugt lebendig.

Und das Ringlein Salomonis,
Das die Diuen zwinget ein,
Zaubermächtig, es ist kein
Tertium comparationis.

An einen Dichter.

Nur wer sich mit eignen Kräften
 Durch das Dickicht einen Pfad schafft,
 Kann den Kranz sich dauernd heften;
 Kunst ist keine Kameradschaft.

Düngst du deinen Ruhm in Scherben
 Mit dem Mist der Schmeicheleien,
 Wird er übernacht dir sterben;
 Laß ihn wachsen wild im Freien.

Dann nur mag sein Hauch dich stärken,
 Wenn er dir auf Dornenwegen
 Und nach heiß vollbrachten Werken
 Ueberraschend blüht entgegen.

Zweierlei Vögel.

Strichvogel Reflexion,
Zugvogel Poesie,
Singt jeder andern Ton,
Und andre Melodie.

Strichvogel hüpfst und pfeift
Und pickt von Ast zu Ast,
Und höchstens einmal streift
Zu Nachbarn er als Gast.

Er ruft: Freund! bleib' im Land
Und redlich nähre dich;
Es wagt um Fabelstand
Ein Narr nur weiter sich.

O halte deinen Flug
Von Meer und Stürmen fern;
Die Sehnsucht ist Betrug,
Hier picke deinen Kern!

Zugvogel aber spricht:
Du Flattrer, meinen Flug
Und Zug verstehst du nicht;
Klug ist hier nicht genug.

Du picke immer zu,
Und bleib auf deinem Ast,
Wenn keine Ahnung du
Von meiner Ahnung hast.

Doch pfeif's nicht aus als Wahn
Und Narrenmelodei,
Daß hinterm Ocean
Auch noch ein Ufer sey.

Spiegel oder Licht
 In einem weichen Band
 Das sich leicht zu rühren
 Und leicht zu lesen

Ein jeder muss sich leisten
 Das sich leicht zu rühren
 Und leicht zu lesen
 Von einem kleinen Band

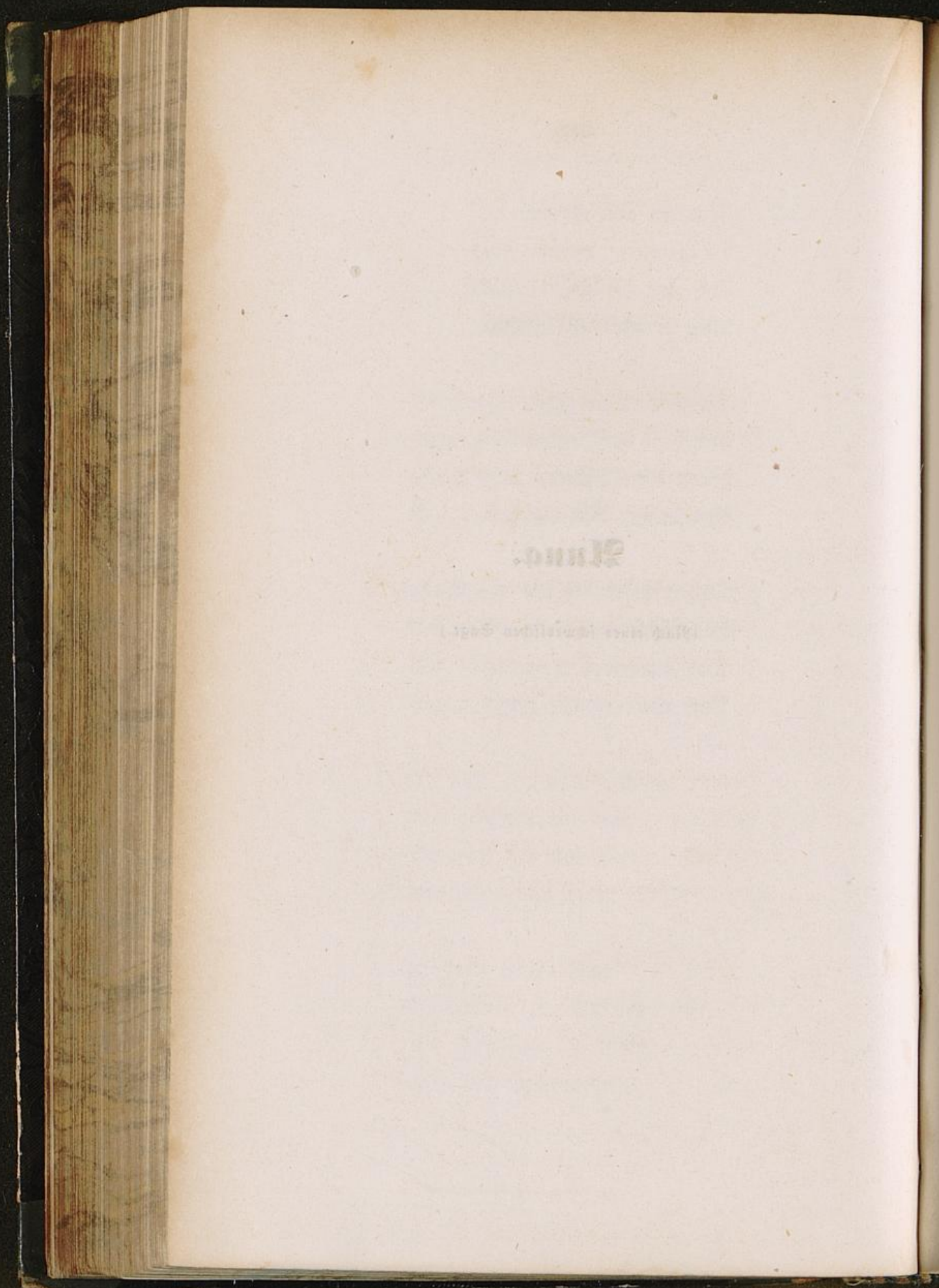
Das sich leicht zu rühren
 Und leicht zu lesen
 Von einem kleinen Band
 Das sich leicht zu rühren

Das sich leicht zu rühren
 Und leicht zu lesen
 Von einem kleinen Band
 Das sich leicht zu rühren

Das sich leicht zu rühren
 Und leicht zu lesen
 Von einem kleinen Band
 Das sich leicht zu rühren

Anna.

(Nach einer schwedischen Sage.)



Anna steht in sich versunken,
 Blicket in den See hinein,
 Weidet, eigner Schönheit trunken,
 Sich an ihrem Widerschein.

Sie beginnt hinab zu reden,
 Wunderholde Jungfrau, sprich,
 Schönstes Bild im Land der Schweden,
 Bin ich du? und bist du ich?

Nein, o nein, ich glaub' es nimmer,
 Wenn es auch die Welt mir schwört,
 Daß so heller Rosenschimmer
 Meinen Wangen angehört.

Dieser Mund, ist er der meine,
 Den dieß süße Lächeln bricht?
 Seh' ich doch, wie auch der deine
 Fragend mir entgegenspricht.

Liebes Wasser, sag, erzähle,
Hast mein Auge du gemalt?
Oder ist des Himmels Seele,
Was dein Spiegel wiederstrahlt?

Anna neigt vom grünen Strande
Sich in ihres Bildes Näh',
Streift vom Busen die Gewande,
Läßt ihn leuchten in den See.

Nach dem Bilde niederhangend,
Starrt sie zweifelnd und beglückt,
Und das Bild ihr nachverlangend,
Starrt bewundernd und entzückt.

Fragt das Bild, im Wasser schwebend:
Anna hab' ich dich erreicht?
Fragt das Mädchen, freudig bebend:
Bin ich schöner noch vielleicht?

In den seligen Geberden,
Die das Bild ihr abgelaußt,
Sieht sich Anna schöner werden,
Und die Jungfrau steht berauscht.

„Wenn so schön ich immer bliebe!
 Muß dieß Bild denn auch vergehn?“
 Ruft sie, eitler Eigenliebe,
 Horch! die Winde saufend wehn!

Rauschend wird ihr Bild zertrümmert
 Im empörten Wellenschaum;
 Und das Mädchen steht bekümmert
 Sich darin vergehn wie Traum.

Und im Walde knarrt es knickend,
 Und am Ufer schwankt das Rohr,
 Aus den Weiden, freundlich nickend,
 Huscht ein altes Weib hervor.

Alte spricht, und weint verstohlen:
 „Wie dein Bild im Wind zerfuhr,
 Würden deine Kinder holen
 Deiner Schönheit letzte Spur.“

„Denn die Schönheit ihrer Mutter
 Ist der Kinder liebster Fraß,
 Ist der Kinder feinstes Futter;
 Schöne Jungfrau, merk dir das!“

„Wag es nur und fehre wieder
Nach dem ersten Wochenweh,
Komm und spiegle deine Glieder
Dann im peinlich klaren See.“

„Komm und schau dann mit Entsetzen
Deine Brüste, junges Blut,
Gleich gezogenen Fischernezen
Zitternd schwimmen in der Flut.“

„O dann frage deinen Schatten:
Wangen seyd ihr mein, so bleich?
Augen mein, ihr hohlen, matten,
Weinen wirfst du in den Teich.“

„Kommt ein Mann, um dich zu freien,
Eile du zu mir geschwind:
Und ich will den Leib dir feien,
Daß du nie empfängst ein Kind.“

Anna spricht mit dunklen Schauern:
Wenn du mir zu helfen meinst,
Daß die Schönheit mir mag dauern,
Mütterlein, so komm ich einst.

II.

Vor dem Fenster steht der Ritter,
Singt bei Nacht mit süßem Laut,
Schlägt dazu die helle Zitter:
„Willst du heißen meine Braut?“

„Hab' ein Schloß und finstre Wälder,
Berge hab' ich, reich an Erz,
Muntre Heerden, goldne Felder,
Und nach dir ein frankes Herz!“

„Schmücke dir mit Edelsteinen,
Gold und Perlen Hals und Hand,
Liebchen, schmücke dich mit meinen
Narben aus dem heil'gen Land.“

„Morgen wird die Sonne steigen;
Strahlt herauf die Sonne klar,
Soll sie meinen Wuchs dir zeigen,
Und dir leuchten zum Altar.“

„Hier an diesem Rosenprosse
 Häng' ich dir mein Kinglein auf!“
 Sang's und schwang sich auf zu Rosse,
 Sprengt davon in flücht'gem Lauf. —

„Willst du meinen Finger tauschen,
 Kinglein, mit dem Rosenreis?“
 Anna nimmt's, die Hecken rauschen
 Und im Dickicht naht es leis.

Schwarz verhangen Mond und Sterne,
 Durch den Blüthenstrauch herein
 Wiegt sich eine Blendlaterne
 Wie Johanniskäferschein.

Freundlich nickend, bleich verdüstert,
 Steht das Mütterlein vom See,
 Weint verstohlen und sie flüstert:
 „Schöne Jungfrau, weh dir, weh!“

„Von den Rosen hier empfangen
 Hast du's Kinglein, und es droht
 Bald den Rosen deiner Wangen
 Dieses Kinglein bleichen Tod.“

„Folge mir!“ — Sie schreiten beide
 Weite Strecken stumm und sacht
 Ueber eine öde Haide
 In der stummen dunklen Nacht.

Und an einer Windmühl stille
 Hält das alte Zauberweib:
 „Bräutchen, ist's dein fester Wille,
 Daß unfruchtbar sey dein Leib?“

„Willst?“ — „Ich will es!“ und sie schleichen
 Setzt die Mühlentreppe' empor,
 Feiernd stehn die Flügelspeichen,
 Taghell tritt der Mond hervor.

Braune Weizenkörner sieben
 Aus dem Sack die Alte greift,
 Und das Kinglein ihres Lieben
 • Sie der Braut vom Finger streift.

„Wenn nicht meine Zauber wären,
 — Spricht das Mütterlein vom See —
 Würdest Sieben du gebären
 In der schmerzenreichen Eh.“

Durch das Ringlein wirft hinunter
Sie ein Korn zum runden Stein:
Plötzlich wird die Mühle munter;
Brausend fällt ein Windstoß drein.

Und die Mühle mahlt im Winde,
Schaudernd hört die junge Braut
Leise, wie von einem Kinde,
Wimmern einen kurzen Laut.

Drauf todtstill in alle Weite,
Anna hört ihr Herz allein,
Und die Alte wirft das zweite
Weizenkorn hinab zum Stein.

Wieder mahlt die Mühl im Winde,
Schmerzend hört die junge Braut
Leise, wie von einem Kinde,
Wimmern einen kurzen Laut.

Alte wirft das dritte, vierte,
Fünfte Korn, noch zwei hinein:
Jedmal sich der Windstoß rührte
Und zerreibend lief der Stein.

Siebenmal hat es gewimmert,
 Hat ein Weh durchzuckt die Maid.
 Wieder Ruh — der Vollmond schimmert
 Nieder auf die stille Haid.

Mütterlein jetzt freudig fichert,
 Steckt das Kinglein ihr zurück:
 „Nie ergreift dich, bist gesichert,
 Jammervolles Mutterglück.“

Heim, zuvor den Morgenstunden,
 Eilt nun Anna, fürcht't sich schier;
 Schüchtern blickt sie um — verschwunden
 Ist die Alte hinter ihr.

III.

Schantet ihr das Bräutchen schwärmen
 Auf der Haid' im Mondenstrahl,
 Würdet ihr im Schloß nicht lärmern,
 Küßten nicht das Hochzeitmahl.

Dreier Tage galt's ein Jagen,
 Scholl das Horn in Wald und Kluft,
 Mancher Reuler ward erschlagen,
 Vögel stürzten aus der Luft.

Und der Hirsch, der Stolz der Schluchten,
 Liegt mit zwanzig Enden kalt,
 Liegt, als hätt' er auf den Fluchten
 Mitgerissen ein Stück Wald.

Denn zur Ehre seines Festes
 Rief der Ritter in den Forst:
 „Lieber Wald! heraus dein Bestes,
 Schönstes an Geweih und Borst!“

Früh am Morgen in dem Schlosse
 Werden hundert Gäste laut,
 Mit dem Ritter, hoch zu Rosse,
 Holen sie die schöne Braut.

Anna glänzt im Brautgeschmeide,
 Strahlt in Schönheit wunderbar,
 Daß das Volk aufschreit vor Freude,
 Wo vorüberzieht die Schaar.

Kein so schönes Weib begegnet
 Heut der Sonne auf der Welt;
 Und der Priester, wie er segnet,
 Vor Erstaunen innehält.

Erich, dem zur Pflicht des Weibes
 Sie der Priester angetraut,
 In die Schönheit ihres Leibes,
 Seinen offenen Himmel, schaut.

Anna freut sich all des Glanzes,
 Ihres Ritters freut sie sich,
 Ihres grünen Myrtenfranzes,
 Ihrer selbst herzinniglich.

Bald beginnt ein festlich Schmausen,
 Geigenschall und Hörnerklang,
 Lebehoch! und Tanzesbrausen,
 Becherklirren, Spiel und Sang.

Aber als die Nacht gekommen:
 Dicht in ihres Ohres Näh'
 Hört die schöne Braut, beklommen,
 Rauschen den bekannten See.

Trüb ihr alle Herzen flimmern,
Und die Luft wird ihr so schwül,
Durch's Getös das leise Wimmern
Hört sie von der Haidemühl.

IV.

Sieben Jahre sind verflossen,
Spurlos wie die Flut ins Meer,
Seit der Ehbund ward geschlossen,
Heute ist die Jahreskehr.

Anna wird im Land besungen
Als die allerschönste Frau;
Sie empfängt die Huldigungen
Wie die Rose ihren Thau.

Keines von den süßen Liedern
Mag ein Blick gerührter Huld,
Mag ein süßes Wort erwiedern;
Anna trägt nur eine Schuld.

Oftmals bei geschlossenem Kiegel
Ist sie unbelauscht allein,
Stürzt ihr Aug' sich in den Spiegel,
Schwelgt in ihrem Widerschein.

Gerne mag sich Anna zieren,
Reich geschmückt am Spiegel stehn,
Bis sie fühlt geheimes Frieren,
Wenn sie lang hineingesehn.

Klirrt und rauscht dann Gold und Seide,
Dünkt ihr oft, es werde wach
Jener bange Laut der Haide,
Der manchmal ihr wehte nach.

Anna ist so schön geblieben,
Wie als Braut einst am Altar;
Erich trauert, daß sein Lieben
Und sein Leben unfruchtbar.

Schweigend reiten sie zum Schlosse
Heim von einer Kindesstau';
Als ihr leuchtender Genosse
Zieht der volle Mond herauf.

Erich reitet in Gedanken
Hinter seinem Weibe fort,
Sieht des Waldes Schatten wanken
Unstät wechselnd hier und dort.

Als sie weiter traben beide,
In Gedanken, ohne Laut,
Als sie kommen auf die Haide,
Wo sie einst geirrt als Braut:

Sieht er ihres Pferdes Schatten
Um die Reiterin verfürzt,
Und das Bild erschreckt den Gatten,
Ob sein Weib vom Roß gestürzt?

Nein, sie sitzt! „Gott sey uns gnädig!“
Ruft er aus — „Verfluchtes Weib!
Nur dein Roß, als ging' es ledig,
Keinen Schatten wirft dein Leib!“

Aber Anna treibt den Zelter,
Zitternd vor dem Mondenstrahl,
Vor dem himmlischen Vergelter,
Und dem zürnenden Gemahl.

Jezzo stürzt sie bang zu Füßen
 Ihrem Herrn im Schlafgemach,
 Sie bekennt in Thränengüssen,
 Flehend, was sie einst verbrach.

Schaudernd hört er ihre Kunde:
 Süßer sonst als Blumenduft,
 Trifft der Hauch aus ihrem Munde
 Jezzo ihn wie Grabesluft.

Erich schaut im Mondenlichte,
 Leuchtend durch den Fensterspalt,
 Ihr frisch blühend Angesichte,
 Ihre bräutliche Gestalt.

„Unweib!“ ruft er mit Entsetzen —
 „Wäre deine Schönheit hin!
 Mit den unterschlagenen Schätzen,
 Gräßliche Betrügerin!“

„Eile fort aus meiner Kammer!
 Eile fort aus meinem Haus!
 Fahre hin in Noth und Jammer!
 Fluchend stoß' ich dich hinaus!“

„Dir so wenig wird vergeben,
Wie aus dieser Diele je
Frische Rosen sich erheben!
Weh, verfluchtes Weib, dir, weh!“

V.

Anna liegt im Wald verlassen,
Klagt den Bäumen nicht ihr Loos,
Schweigend drückt sie nur die nassen
Augen in das weiche Moos.

Im Geblüsch der Winde Sausen
Weckt der Reue wilden Schrei,
Und des Baches Wellen brausen
An der Sünderin vorbei.

Anna darf um Trost nicht lauschen
Zur Natur im Trostgewand,
Zwischen ihnen flatternd rauschen
Hört sie das zerrissne Band.

Und die Menschen schauernd kehren
 Ab das Herz von Anna's Noth:
 Ihre Buße nur zu nähren,
 Reichen sie das Bettelbrot.

Sieben Jahre sind es heute,
 Seit ihr Gatte sie verstieß,
 Seit sie, Neu' und Kummers Beute,
 Klagend seine Burg verließ.

Heute sind es sieben Jahre,
 Daß sein Fluch sie fortgeschneilt,
 Daß sie mit gelöstem Haare
 Büßend weinte durch die Welt.

Mutterleid, das wonnereiche,
 Hat ihr Antlitz nie versehrt,
 Aber bis zur Todtenbleiche
 Hat der Jammer es verheert.

Als sie aufblickt von der Erde,
 Naht im Strahl des Abendlichts
 Ihr ein Greis, mit Freundsgeberde,
 Mitleidsvollen Angesichts.

Anna hebe dich vom Grunde!
 Komm, du hast genug geweint;
 Des Erbarmens milde Stunde
 Deinem Kummer auch erscheint."

"Folge mir zur Waldkapelle!"
 Spricht der alte Eremit,
 Als des Abends letzte Helle
 Von den Wipfeln sich verzieht.

Dunkel wird es, dunkler immer,
 Raun manchmal durch Baum und Strauch
 Zweifelst eines Sternes Flimmer,
 Stillter, kühler wird es auch.

Und sie wandeln und sie schweigen,
 Finster wird es ganz und gar;
 Auf des Walds gewundenen Steigen
 Leuchtet ihr fein weißes Haar.

In des Waldes tiefsten Schauern
 Kommen sie an die Kapell;
 Grabesstill sind ihre Mauern,
 Doch erleuchtet ist sie hell.

Zu der traurigsten der Frauen
Spricht der Alte: „tritt hinein!
Die du drinnen wirst erschauen,
Bitte, daß sie dir verzeihn!“

Anna zögernd und verzagend
In die Waldkapelle tritt,
Von den öden Wänden klagend
Hält zurück ihr scheuer Schritt.

Niemand hier; doch lispelnd nennen
Ihren Namen hört sie klar;
Sieben Kerzen sieht sie brennen
Ohne Leuchter am Altar.

Hellen Schimmer auszuspenden,
Hängt die Lampe ohne Schnur;
Bilder haften an den Wänden,
Dämmernde Umrisse nur.

Und die Staffeln abgebrochen
Zum Altar; zerrissnes Tuch;
Keine Messe wird gesprochen
Aus dem unbeschriebnen Buch.

Sieben leichte Lichtgestalten
Setzt an ihr vorüberziehn,
Und mit stummem Händefalten
Vor dem Altar niederknien.

Anna sich mit zitternd leisen
Schritten den Gestalten naht.
„Meine ungeborenen Waisen!
Ach, verzeiht ihr, was ich that?“

„Grausam, frevelnd ausgestoßen
Hab' ich euer keimend Herz,
Von den Freuden ausgeschlossen,
Von dem trauten Erdenschmerz!“

Und sie nicken, ihr vergebend,
Lächelnd zugewandt, doch stumm;
Und der Alte, näher schwebend,
Schlingt die Arme ihr herum.

Anna sinkt zu Boden nieder,
Ihr entgleiten Schmerz und Noth,
Und sie klagt und weint nicht wieder;
Der Einsiedel war der Tod.

Und zur Stund' ein sanftes Tosen
Erich aus dem Schlafe weckt:
Ha! er sieht mit frischen Rosen
Seine Diele überdeckt.

Anna, bleich und todesblass,
Grüßend ihm vorüberging,
Und sie legt ihm auf sein Lager
Leise seinen goldnen Ring.

Als sein todt's Weib dem Ritter
Sammt den Rosen wieder schwand,
Nimmt er die bestaubte Zitter
Endlich einmal von der Wand,

Und er singt ein Lied, das alte,
Aber nicht im alten Laut,
Wie es vor dem Fenster hallte
Anna einst, der schönen Braut.

Hab' ein Schloß und finstre Wälder,
Berge hab' ich, reich an Erz,
Muntre Heerden, goldne Felder,
Und nach dir ein krankes Herz!"

Das ist die Welt, die wir bewohnen,
 Die uns umgibt und uns umschließt,
 Die uns in ihre Arme schließt,
 Und uns in ihre Mitte stellt.

Wir sind in der Welt, die wir bewohnen,
 Und wir sind in der Welt, die uns umschließt,
 Und wir sind in der Welt, die uns in ihre Arme schließt,
 Und wir sind in der Welt, die uns in ihre Mitte stellt.

Wir sind in der Welt, die wir bewohnen,
 Und wir sind in der Welt, die uns umschließt,
 Und wir sind in der Welt, die uns in ihre Arme schließt,
 Und wir sind in der Welt, die uns in ihre Mitte stellt.

Wir sind in der Welt, die wir bewohnen,
 Und wir sind in der Welt, die uns umschließt,
 Und wir sind in der Welt, die uns in ihre Arme schließt,
 Und wir sind in der Welt, die uns in ihre Mitte stellt.

Wir sind in der Welt, die wir bewohnen,
 Und wir sind in der Welt, die uns umschließt,
 Und wir sind in der Welt, die uns in ihre Arme schließt,
 Und wir sind in der Welt, die uns in ihre Mitte stellt.